Double Travel

Zwei Reisen nach Benin, 2000 und 2012

Fotos, Texte und Videos
von Victor Halb

© Victor Halb, Wien 2013

Die Route der ersten Reise im Jahr 2000

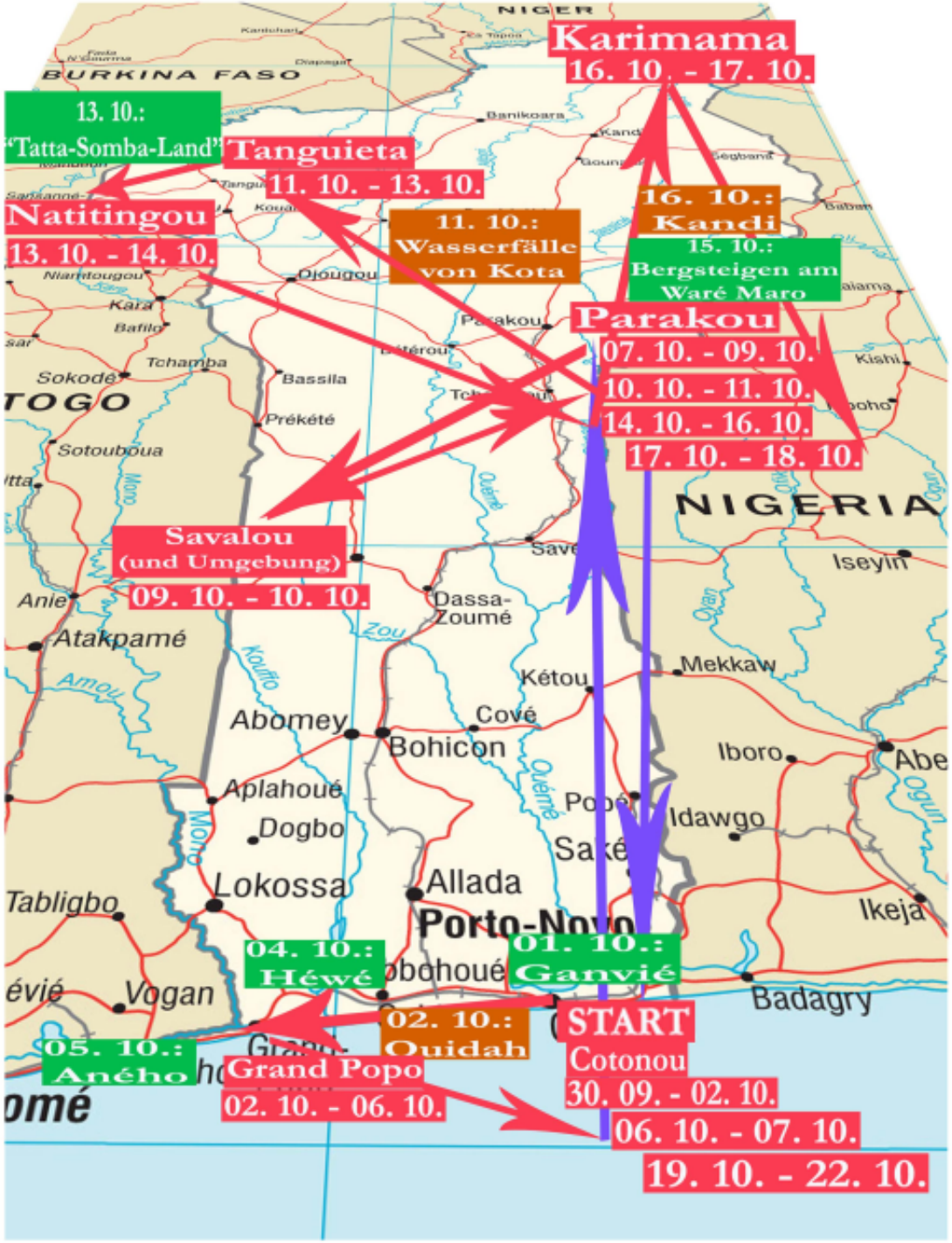
Legende:

Mit dem Auto

Mit dem Zug

02. 10.: Ouidah — Auf dem Weg besucht / Zwischenstopp

01. 10.: Ganvié — Exkursionen und Tagesausflüge



Die Route der zweiten Reise

im Jahr 2012 (Inhaltsverzeichnis):

1. Tag: Porto Novo	Antrittsbesuch
2. Tag: Cotonou	Das Projekt
3. Tag: Ganvié	Das „Venedig Westafrikas“
4. Tag: Ouidah	Das Tor ohne Wiederkehr
5. Tag: Grand Popo	Am Strand
6. Tag: Dovi Condji	Ein Fischer erzählt
7. Tag: Aného	Waren und Menschen
8. Tag: Héwé	Ein Klassenfoto
9. Tag: Cotonou (2)	Reich und arm
10. Tag: Abomey	Weltkulturerbe
11. Tag: Savalou	Ein Brunnen
12. Tag:	On the Road to Parakou
13. Tag: Tanguiéta	Statuen
14. Tag: Natitingou	Tatta-Sombas
15. Tag: Chutes de Kota	Zuviel Wasser
16. Tag: Parakou	So wird hier gestritten!
17. Tag: Waré Maro	Sieht so sanfter Tourismus aus?
18. Tag: Karimama	Am Niger
19. Tag:	Das moderne Parakou
20. Tag: Cotonou (3)	Zuviel Honig auf meinen Kopf
21. Tag: Porto Novo	Epilog

VERLINKT! Wenn Sie auf eine der Zeilen klicken, kommen Sie in das entsprechende Kapitel.

Wenn Sie auf die Bilder mit dem Filmsymbol klicken, kommen Sie zu den Videos. (Vorausgesetzt, Sie haben einen Internet-Zugang.) WICHTIG: Bitte speichern Sie dieses E-Book auf Ihrem Computer ab, denn wenn Sie es nur online betrachten, müssten Sie es nach jedem Video wieder neu hochladen.

1. Tag: Porto Novo
Antrittsbesuch

(Porto Novo, 2012)

Das Tor mit dem Elefantenrelief ist nur angelehnt. Mein Begleiter Geoffroy schiebt es auf. Wir treten in den Innenhof. Eine einsame Kuh hat sich dazu entschieden, die Mittagshitze in der Nähe der Mauer im Gras liegend zu verbringen.

Von einem hübsch renovierten Gebäude rechter Hand kommt uns der *porte-parole* entgegen. Er fragt nach unserem Begehr. Geoffroy schildert ihm mein Foto- und Buchprojekt und erbittet für mich eine Audienz beim König.

Über einige Stufen gelangen wir auf die schattige Terrasse des Palasts. Der *porte-parole* bedeutet uns, die Schuhe auszuziehen. Durch eine hohe Tür treten wir in den lang gezogenen, mit Teppichen ausgelegten Thronsaal. Die Wand links ist bis an die Decke hinauf behängt mit gemalten und fotografischen Porträts der Herrscher aus der Dynastie Porto Novo. Davor steht, in halber Tiefe des Raums, der Thron. Ihm gegenüber einige Sessel. Der *porte-parole* heißt uns dort niedersetzen.

Der König von Porto Novo betritt den Raum. In würdevoller Langsamkeit schreitet er, prachtvoll gewandet, den Herrscherstab in der linken Hand, seinem Thron entgegen. Ein junger Mann von vielleicht fünfzehn Jahren, vielleicht der Thronfolger, gewandet in einem Originaldress des FC Barcelona, wirft einen kurzen Blick auf die Besucher und lässt sich dann neben der Tür beim Fernseher nieder. Der König nimmt uns gegenüber auf dem Thron Platz, und mit ein paar kaum merklichen Kniffen ordnet er seine Gewänder.

Geoffroy macht mir dann vor, wie es geht, geht vor dem König auf die Knie, verneigt sich, berührt mit der Stirn den Boden. Ich mache es ihm nach, gehe auf die Knie, verneige mich, verneige mich noch etwas mehr, aber meine Stirn berührt, so sehr ich mich auch bemühe, nicht den Boden. Der *porte-parole* sagt, wir dürften uns jetzt wieder setzen. Es sei nicht üblich, informiert er uns, direkt mit dem König zu sprechen. Aber vermittelt über ihn könnten wir unser Anliegen jetzt schildern oder dem König Fragen stellen.

Geoffroy sieht zu Boden. Ich sehe zu Geoffroy hin, dann verstohlen zum König, sehe, wie er mich mustert, wende mich dann wie geheißen an den *porte-parole* und stelle meine erste Frage: was sich, Bezug nehmend auf mein Projekt mit der nach zwölf Jahren wiederholten Reise durch Benin, aus Sicht Seiner Majestät in diesem Zeitraum am stärksten verändert habe?

Die Stellung des Königshauses sei in diesen letzten zwölf Jahren beträchtlich gestärkt worden, lautet die Antwort. Durch den Besuch des französischen Botschafters sei sie gestärkt worden. Auch durch den sehr herzlich verlaufenen Besuch des deutschen Botschafters sei sie gestärkt worden. Der König von Porto

Novo, sagt der *porte-parole*, stehe traditionell für die Weisheit in der beninischen Gesellschaft. Seine Majestät sei vom Orakel eingesetzt und sollte daher auch, sagt der *porte-parole*, bei Gesetzesvorhaben des Parlaments wieder ein Vetorecht bekommen.

Ich sehe zum König hin. Auf einem Foto an der Wand links neben ihm reicht er dem deutschen Botschafter die Hand. Rechts am Ende des Raums sitzt immer noch der Thronfolger. Er spielt jetzt mit einer Playstation.

Für mein Buchprojekt wäre es interessant zu wissen, stelle ich meine zweite Frage, was denn die wesentliche Botschaft Seiner Majestät sei an die Völker der Welt? Die Deutschen hätten, lautet die Botschaft Seiner Majestät an die Völker der Welt, schon viel getan für den Erhalt des Palasts von Porto Novo. (1) Aber trotzdem bleibe da noch ungeheuer viel zu tun. Zahlreiche Kunstschätze des Königshauses müssten zum Beispiel weiterhin unter freiem Himmel in einem Innenhof gelagert werden. Und der Palast der einundvierzig Ehefrauen des Königs sei ebenfalls renovierungsbedürftig und in einem beklagenswerten Zustand. Folglich sei die Botschaft des Königs, lautet das Fazit, dass noch viel mehr Geld aus Deutschland und anderen Geberländern von nöten sei, um den Verfall dieser wertvollen Kulturgüter zu verhindern. Ich würde dies, sage ich, den Völkern der Welt ausrichten.

Meine dritte und letzte Frage sei nun mehr noch eine Bitte, fahre ich fort, und vielleicht auch zuviel der Ehre für mich: Ob ich wohl ein Foto von Seiner Majestät machen dürfe?

Da wendet sich der König selbst an mich. Normalerweise käme dies teuer, sagt er. Damit finanziere er nämlich zu einem Teil den Erhalt des Palastes und seinen Hofstaat. Aber er habe den Eindruck gewonnen, dass ich mit meinem Buch seinem Land Gutes tun wolle, und so dürfe ich ihn auch ohne eine Gebühr fotografieren. Ich möge ihm dafür aber dann Abzüge schicken.

Nachdem ich, auf angemessene Weise wieder auf den Knien und also aus der Untersicht, meine Aufnahmen gemacht habe, nimmt der König einen Stapel mit Papieren zur Hand, blättert sie durch, findet einen leeren Zettel. Er fragt mich, ob ich einen Kugelschreiber zur Hand hätte. Ich gebe ihm einen hinüber und er notiert mir seinen vollständigen Namen und Titel auf den Zettel, die Palastadresse und seine beiden Handynummern. Damit ich auch weiß, wohin ich die Fotos schicken soll.

---

(1) Irgendwie haben sie mich als Deutschen identifiziert, obwohl Geoffroy meines Wissens nur von Österreich gesprochen hatte. Aber vielleicht ist das für König und porte-parole auch einfach alles nur eins.

Mit der rechten Hand auf dem Herzen bedanke ich mich für die große Ehre, die mir durch die Audienz widerfahren ist.

Nachdem wir auf der Terrasse unsere Sandalen wieder angezogen haben, zeigt uns der *porte-parole* noch den erwähnten Hof mit den Kulturgütern und den Palast der Königsfrauen. Dieser ist tatsächlich nicht in gutem Zustand. Die Ruine ist - das sieht man gleich - schwer renovierungsbedürftig. Da gäbe es tatsächlich viel zu tun.

Willkommen in Benin!

Seine Majestät Dê-Gbêzé G. Ayontinmê Tofa IX., König von Porto Novo, 2012

Kunst des Königshauses, gelagert unter freiem Himmel, Porto Novo, 2012

Der Palast der Königsfrauen, Porto Novo, 2012

Willkommen in Benin!

2. Tag: Cotonou
Das Projekt

(Cotonou, 2000)

Das „Double Travel“-Team:
Sidy Mamadou Wane, Victor Halb, Silvia Reisinger

Benin ist eine Vorzeige- und Musterdemokratie. Benin war das erste Land auf dem afrikanischen Kontinent, in dem ein ehemaliger sozialistischer Präsident nach dem Ende des Kalten Krieges und nach verlorenen Wahlen seine Macht freiwillig abgegeben hatte. Seither gibt es hier ein funktionierendes Mehrparteiensystem. Die etwa sechzig Völker im Land kommen gut miteinander aus. Wie überall gibt es auch hier tribalistische Ansätze in der Politik, aber die hielten sich bisher immer in engen Grenzen. Es gibt kaum ethnische Konflikte hier. Es gibt keine politische Verfolgung.

In Folge dessen gibt es in der Europäischen Union auch keine anerkannten Flüchtlinge aus Benin. In Wien hatte ich niemanden aus Benin auftreiben können. Wenn es trotzdem jemand aus Benin bis nach Europa schafft, um dort sein Glück zu versuchen, wird er sich in der Regel in einer Gegend niederlassen, wo Französisch gesprochen wird. So hatte ich meine Suche mit Kleinanzeigen notgedrungen ausweiten müssen auf alle Westafrikaner aus dem frankophonen Raum, um jemanden zu finden, der bereit wäre, mir bei den Vorbereitungen zu dem Projekt „Double Travel“ zu helfen und nach Benin mitzufahren. Und so hatte ich schließlich Sidy kennen gelernt, einen gebürtigen Senegalesen, der seit etwa zehn Jahren in Wien lebt.

„Wenn ich mein Reisetagebuch von 2000 heute wieder durchsehe, beschleicht mich ein gewisses Unbehagen“, hatte ich ihm das Stellenprofil erörtert. „Nicht, dass ich nicht damals schon einen Begriff von Eurozentrismus und Neokolonialismus gehabt hätte. Aber der ganze Habitus eines protokollierenden Reisenden, eines Beobachters von außen und auch von oben ist nicht zu übersehen. Es ist schon auch klar, wie diese Aufzeichnungen, meist abends nach einem langen, anstrengenden Tag und manchmal unter widrigen Bedingungen, entstanden sind. Trotzdem erscheint mir diese Haltung heute - sagen wir mal: nicht mehr zeitgemäß, aus der ich damals im Tagebuch protokollarisch aufgelistet hatte, was ich vom jeweiligen Reisetag

virtuell mit mir nach Europa fortnehmen konnte, zur angelegentlichen Weiterverwertung. Weil ich auch für mich selbst für die zweite Reise nach einer anderen Perspektive suche, suche ich nach einem Partner aus Westafrika, der mit mir das Tagebuch daraufhin durchsieht, wo darin eurozentristische Sichtweisen aufscheinen. Und zweitens würde ich gerne darüber diskutieren, was uns beide an solch einer nach zwölf Jahren wiederholten Reise am meisten interessiert. Nach was und nach wem wir an diesen nach zwölf Jahren wieder besuchten Orten konkret suchen werden. Ich denke, es könnte interessant sein festzustellen, wo sich unsere Interessen ähneln oder decken, und vor allem auch, wo sie auseinander gehen." Sidy hatte nicht lange überlegt und war sofort bereit, an dem Projekt mitzuwirken.

Nachdem ich Sidy engagiert hatte, hatte sich übrigens doch noch ein Benin-Österreicher auf die Anzeigen hin gemeldet. Mo hatte es in Liebesdingen ebenfalls schon vor über zehn Jahren nach Österreich verschlagen. Er lebt in Graz und hat gelegentlich auch in Wien zu tun. Ich hatte ihn ein paar Mal getroffen. Er hatte mir nützliche Benin-Tipps gegeben und vor allem hatte er den Kontakt zu seinem Bruder Richard in Cotonou und zu unserem hiesigen Fahrer Souley vermittelt. Beide helfen sie uns jetzt bei unseren zum Teil recht unüblichen Anliegen. Im Moment sind wir in Cotonou auf der Suche nach fünfunddreißig großformatigen Pappkartons ...

Während ich also mit den Texten aus dem Reisetagebuch von 2000 gewisse Schwierigkeiten hatte, weshalb ich sie unter Sidys kritisches Kuratell stellte, hatte ich, was die Fotos von damals anging, schon lange eine Idee gehegt, von der ich dachte, dass sie absolut schlüssig sein müsste: Wir würden die Bilder von damals als große Ausdrucke nach Benin mitnehmen.

Die Bildtafeln würden es erleichtern, aktuelle Vergleichsfotos zu machen. Sie konnten als „Bild im Bild" abfotografiert werden vor der jeweiligen Szenerie, wie sie heute aussieht. Sie würden schöne Geschenke abgeben für die Leute, die darauf zu sehen waren. Es lag auf der Hand, dass uns die Bildtafeln auch gute Gesprächseinstiege eröffnen konnten darüber, was sich in Benin seit damals verändert hat. Alternativ konnten wir sie auch einfach an den Stellen aussetzen und sich selbst überlassen, wo sie vor zwölf Jahren aufgenommen worden waren, als eine Art landesweiter Fotoausstellung „Benin im Jahr 2000", *en plein air,* bei freiem Eintritt und gerne auch zur freien Entnahme der Stücke durch die Bevölkerung.

Alles Material, wie es in unserem Reisegepäck Platz gefunden hatte, haben wir am Morgen bei der Produktion der ersten fünf Bildtafeln verbraucht. Seither sind wir jetzt mit Richard und Souley auf der Suche nach fünfunddreißig weiteren großen Pappkartons, oder ähnlich geeigneten, nicht zu schweren Trägern, auf die wir die mitgebrachten Ausdrucke cachieren können. Richard und Souley haben Freunde

angerufen, Freunde von Freunden und deren Bekannte. Wir waren schon kreuz und quer in der Stadt unterwegs. Wir waren am Hafen. Wir waren auf Märkten. Wir haben Druckereien besucht und Copy-Shops. Kein Mensch braucht normalerweise hier in Cotonou, wo es zur Zeit an jedem Morgen stark regnet und wo die Luft fast immer zu Einhundert Prozent mit Wasser gesättigt ist, großformatige Pappkartons.

Wir stehen vor einem Laden und warten. Auch sonst haben wir noch so einiges zu organisieren an diesen ersten zwei Tagen in Cotonou, einen Fahrer und ein Auto für die dreiwöchige Tour durchs Land zum Beispiel, und etwas zu organisieren - das darf einen nicht stören und das kennen wir schon - heißt hier auch immer mal: Warten.

Sidy winkt einen der Jungs zu sich heran, die uns neugierig mustern, und schickt ihn um Zigaretten. Ich reagiere irritiert. Ich würde das niemals tun. Ich habe mich immer selbst um meinen Zigarettennachschub gekümmert. Silvia verweist, wie es ihre Aufgabe als Finanzbeauftragte im Team ist, auf unser knappes Budget. Sidy entgegnet, dass es sich bei dem Lohn fürs Zigarettenholen um gerade einmal umgerechnet zwei Euro-Cent handeln würde. Für uns wäre das nichts, für diesen Jungen hingegen fast schon die halbe Miete, um heute zu einer warmen Mahlzeit zu kommen. Darum würde er es auch weiterhin als seine moralische Pflicht ansehen, die Massenkaufkraft in Benin möglichst breit gestreut durch solche Mikropräsente zu stärken.

Silvia ist also die Dritte im Team. „Wir müssen mindestens zu dritt sein“, hatte ich zu ihr gesagt. „Wo wir vor zwölf Jahren in den Tag hinein gereist waren und den Leuten zufällig begegnet waren, kann es jetzt, da wir zu unserer wiederholten Reise ebenfalls nur drei Wochen zur Verfügung haben, erforderlich sein, dass wir uns aufteilen, und dass jemand von uns zusammen mit dem Fahrer für den nächsten Tag schon einmal vorsondiert oder etwas sucht und recherchiert oder uns bei jemandem für den kommenden Tag ankündigt. Weiters, da ich ja weiß, dass du die Preisverhandlungen nach afrikanischer Art liebst und bestens beherrschst, während ich selbst daran eher immer verzweifle und mich über den Tisch ziehen lasse, möchte ich, dass du dich um die Finanzen kümmerst. Und drittens dürfte es sich - last not least - in den manchmal sehr geschlechtergetrennten Gesellschaften, in die wir auch kommen werden, als hilfreich erweisen, auch eine Frau mit im Team zu haben. Magst du das machen?“ -

Wir waren schon viel zusammen gereist, auch in Westafrika. Silvia liebt Westafrika, und beide lieben wir uns gegenseitig, und so stand es nicht wirklich in Frage, ob sie mitfahren würde. Gleich zu Beginn hatte sie aber Bedenken geäußert, ob die Dreierkonstellation im Team nicht Probleme aufwerfen könnte. „Ihr beide geht freizügig mit dem Geld um inmitten der armen Leute und ich bin dann immer die Böse, die euch zu

Vernunft und Sparsamkeit anhalten muss? Das kannst du vergessen! Oder aber es tauchen irgendwelche Konflikte und Meinungsverschiedenheiten auf und Sidy wird gegen uns als vertrautes und eingespieltes Reiseteam nicht ankommen können und steht dann alleine da.“ -

„Es wird auch immer mindestens noch ein einheimischer Fahrer im Team sein und die afrikanische Fraktion verstärken“, hatte ich ihre Bedenken zu zerstreuen versucht.

Ein Mopedtaxi hält an. Der Passagier auf dem Rücksitz hat die Muster unter den Arm geklemmt und steigt ab. Ich sehe gleich: Das wird wieder nichts. Die zwei Pappkartons, die er bringt, sind zu klein und sie lagen wohl auch schon einmal im Wasser, denn sie wellen sich. Wir sagen dem jungen Mann Dank für seine vergeblichen Mühen, denn wellige Pappe werden wir nicht brauchen können. Trotzdem geben wir ihm ein etwas größeres Mikropräsent, zahlen auch den Zemidjan, den Mopedtaxifahrer aus, und dann gehen wir etwas trinken.

Wir sitzen vor einer *buvette* neben einem der vielen vitalen Kreisverkehre in Cotonou, sehen den Hunderten von unablässig in ihn hinein- und aus ihm herausströmenden Mopeds und LKWs und PKWs beim Sich-selbst-Organisieren zu und bekommen gerade unser Bier, als wieder unser Handy läutet. Ja, auch wir haben jetzt so ein *prepaid*-Ding. Jeder hat jetzt hier eines. Diesen ersten großen augenfälligen Unterschied zu meiner ersten Reise hierher extra zu erwähnen, ist wahrscheinlich banal. Dies war nicht anders zu erwarten. Aber wie in drei Teufels Namen hatten wir bloß vor zwölf Jahren dieses ganze Reisepensum bewältigen können ohne die aufdringliche Hilfe dieser Geräte? Damals hatte es nirgends gequäkt und geläutet und wir hatten die Distanzen zwischen allen Beteiligten immer real und leibhaftig überwinden müssen. Wie war das bloß möglich gewesen, rein vom Zeitaufwand her? Und wenn wir den Zeitpfeil umdrehen und nach vorne wenden, dann wird, falls wir die Reise in fünf Jahren noch einmal wiederholen sollten, bis dahin auch die erste Generation von Smartphones hier angekommen sein, und die dazugehörigen Netze. (Denn die afrikanischen Telefonkonzerne wissen jetzt schon nicht mehr, wohin mit den Zigmillionen von Zehntelcentbeträgen, und sie werden da investieren.) Und jeder Mensch und jeder Fahrer wird dann ein GPS und ein Navigationssystem in der Tasche haben, und niemals wieder wird es in Benin möglich sein, sich zu verirren, zu verlaufen, zu verfahren.

Richard ruft an und teilt uns mit, dass er beim breiten transparenten Klebeband fündig geworden ist. Er fragt, wie viele Rollen er für uns kaufen soll. Und auch bezüglich der Pappkartons hätte er einen Tipp bekommen: Eine Schreibwarenhändlerin, leider wieder am anderen Ende der Stadt, hätte wahrscheinlich, was wir suchen. Wir trinken aus und fahren hin.

Die Schreibwarengreißlerin führt uns durch ihren winzigen Laden, der bis an die Decke mit Packen von Kopierpapier angefüllt ist, in ein rückwärtiges Depot. Sie räumt ein paar Schachteln und Kisten zur Seite und bringt einen hohen Stapel von Wandkalendern aus Pappe aus dem Jahr 2006 zu Tage, der dort seither einer Weiterverwendung harrt. Ich nehme mir einen zur Hand. Wir würden für jede der Bildtafeln vier davon zusammen kleben und sie mit einem fünften in der Mitte verstärken müssen, aber fürs erste ist das doch besser als nichts. Ich frage, was sie für die Kalender haben will. Bei ihrem ersten Angebot schlagen noch die jahrelangen Lagerkosten deutlich zu Buche, und es ist den Kalendern ja auch tatsächlich Rot auf Weiß und unmissverständlich abzulesen, dass sie sie jahrelang für uns aufbewahrt hat. Aber nachdem wir für jede Fototafel fünf davon brauchen würden, ist uns das eindeutig zu teuer, und wir lehnen ab. Sie bietet dann an, dass sie binnen ein, zwei Tagen auch große, fabrikneue Kartons für uns besorgen könnte. Und so werden wir dann doch noch handelseinig: Sie gibt uns einstweilen fünfunddreißig von den Kalendern, relativ günstig, als provisorische Lösung mithin für die nächsten sieben zu produzierenden Bildtafeln, und wenn sie es tatsächlich schafft, bis morgen oder übermorgen früh noch große fabrikneue Kartons für uns zu organisieren, dann kommen wir noch einmal richtig miteinander ins Geschäft und wir lassen uns - versprochen! - dann dabei auch nicht lumpen. (1)

Na also. Es geht doch. Irgendwie geht's immer. Für die nächsten Bildtafeln sind wir jetzt also versorgt und so können wir uns heute sogar noch um die ersten bereits vorgefertigten, die in Souleys Kofferraum liegen, kümmern. Jene Straßenszene, nicht weit entfernt vom Hotel de l'Étoile, wo ich damals gewohnt hatte, und das Panorama, aufgenommen vom Dach des Hotels - bis zum Abend bleibt uns noch genügend Zeit, die Motive von damals aufzusuchen und die aktuellen Vergleichsbilder zu machen.

Allein die Suche nach jener Straßenszene gestaltet sich schwieriger als gedacht. Das Foto musste, wenn mich meine Erinnerung nicht trog, an einer der Straßen entstanden sein, die vom Place de l'Étoile Rouge strahlenförmig weggehen. Aber das sind heute, stellt sich heraus, alles breite Chausseen, mit einem Grünstreifen in der Mitte, und selbst wenn diese Mittelstreifen erst nach meiner ersten Reise hierher angelegt worden sein sollten, so hätte es dafür auf der Straße, die wir suchen, gar keinen Platz gegeben. Es sei denn, die Straße wäre aber auch schon dermaßen gründlich umgestaltet worden, dass dabei auch gleich die anliegenden Läden, Hütten und Häuser weggerissen wurden. Und in diesem Fall dürfte es schwierig sein, die Straße heute überhaupt wiederzuerkennen.

Wir holen uns Rat bei den Zemidjanfahrern, die am Place de l'Étoile Rouge auf Fahrgäste warten. Nein,

(1) Und bis zum nächsten Tag hatte sie es tatsächlich bewerkstelligt.

erfahren wir, die Mittelstreifen der großen Straßen, die von hier weggehen, sind alle schon vor 2000 angelegt worden. Die Straße auf unserem Foto ist aber definitiv um ein, zwei Nummern kleiner. Und sie muss sich - das steht fest - in Fußentfernung befinden. Dann wohl doch um ein paar Ecken, ein wenig verborgen im Viertel? Aber keiner der Zemidjanfahrer kann uns sagen, wo das Foto gemacht wurde.

Bei genauer Betrachtung können wir den Namen eines Cafés auf dem Bild entziffern: „Chez Elle“. Einem älteren Zem sagt das etwas. Er meint, dass es das Café so nicht mehr gibt wie auf dem Bild und dass diese „Elle“ übersiedelt ist in ein größeres Lokal, irgendwo in der Nähe. Wenn wir ihr neues Lokal finden würden, rät er uns, könnte uns die Wirtin sicher sagen, wo ihr Café früher war.

Wir *cruisen* dann zu Fuß durchs Viertel, fragen immer wieder Leute, ob sie die Straßenszene auf dem Foto oder das alte oder neue Café „Chez Elle“ kennen würden. Ohne Erfolg. Nachdem schon der Abend naht und wir uns noch in dem Hotel angekündigt haben, um von der Dachterrasse aus Fotos zu machen, brechen wir die Suche ab. Spätestens zu Ende der Reise, bevor wir aus Cotonou abfliegen, werden wir die Straße noch einmal suchen gehen.

Auf dem Weg zum Hotel habe ich dann ein Déjà-vu: Gerade wende ich mich nach links und achte auf den regen Verkehr, um eine Straße zu überqueren, als die gesuchte Szenerie ganz wie auf dem Foto von 2000, nur eben in bewegtem Modus, mir vor Augen liegt.

Wir nehmen die Bildtafel und vergleichen. Nein, ich habe mich getäuscht. Diese Straße kann es nicht sein. Hier ist wieder ein Mittelstreifen, während es auf dem Foto von 2000 keinen gibt. Die Kanalabdeckungen sind anders. Nur der von Bäumen gerahmte Blick in die Tiefe sieht dem Foto sehr ähnlich. (Und wenn aber die Vegetation jener von vor zwölf Jahren identisch zu sein scheint, dann spricht dies eher dagegen, dass man sich an der richtigen Stelle befindet...)

„Sei’s drum! Es sieht *so* ähnlich aus! Könntest du bitte die Tafel halten?“ Ich mache ein Foto von der Straße. „Kein Mensch würde den Unterschied bemerken. Nur falls wir die richtige Straße auch späterhin nicht finden werden.“

Und so beginnt unser Parallelfoto-Projekt also ausgerechnet mit einem Bluff und Fake. Eine Handvoll Skrupel habe ich darob dann doch.

Bei dem zweiten Foto hingegen, einem Panoramablick übers abendliche Cotonou, aufgenommen von der

Dachterrasse des Hotels de l'Étoile, hatten wir solche Probleme dann logischerweise nicht. - - -

Als es abends nach dem Essen in einem bescheidenen Restaurant ans Bezahlen geht, wird Sidy laut: „Es ist ein Skandal!" -

„Was ist denn los?" fragt Richard. -

„Wie hier den Europäern offensichtlich erhöhte Preise abverlangt werden - es stinkt zum Himmel!" -

Die Wirtin versichert, dass dem nicht so ist. Aber sie kann den Verdacht nicht ganz ausräumen.

„Vom Prinzip her", sagt Sidy, „ist das nichts anderes als wie es mir vorgestern in Paris ergangen ist." Beim Umsteigen am Flughafen, noch innerhalb des Schengenraums also, wo es angeblich keine Personenkontrollen mehr gibt, hatten die Beamten zielgenau ausgerechnet ihn aus unserem Team heraus gewunken und kontrolliert und nach seinem Woher und Wohin befragt. Er war darüber höchst erregt und hatte sich lautstark beschwert, und über unsere separate Behandlung hier ist er jetzt ebenfalls erregt, wenn auch nicht ganz so erregt wie vor zwei Tagen am Flughafen Charles de Gaulle.

Nachdem wir die mutmaßlich überhöhte Rechnung beglichen haben, diskutieren wir mit Richard und Souley noch bis in die Nacht, ob solche Sondertarife für weiße Restaurantbesucher nun ebenfalls als eine Form von Apartheid anzusehen sind, oder bloß als eine deutlich abgemilderte Form davon, oder als eine verständliche Revanche für den europäischen Rassismus und Kolonialismus, oder als legitime Ausgleichsmaßnahme in Anbetracht der ökonomischen Unterschiede auf der Welt, oder vielleicht auch noch als ganz etwas anderes oder eine Kombination aus alledem.

Bei der Produktion der Bildtafeln

Cotonou am Morgen

Zemidjanfahrer am Place de l´Étoile Rouge, Cotonou, 2012

Sind wir hier richtig?

Blick vom Hotel de l’Étoile, Cotonou, 2000 (o.) und 2012

3. Tag: Ganvié
Das „Venedig Westafrikas“

(Ganvié, 2000)

Ein 5-Sterne-Touri-Hotspot! Eine Bootsfahrt durch Ganvié, das „Venedig Westafrikas“, sollten Sie sich keinesfalls entgehen lassen! Die Siedlung aus Pfahlbauten, die aus etwa vierzig Dörfern besteht und heute um die 15.000 Menschen beherbergt, entstand im 19. Jahrhundert, als sich Menschen auf der Flucht vor Sklavenhändlern in den weiten Wassern des Lac Nokoué, außer Sichtweite des heutigen Cotonou, niederließen. Die Lagune ist nirgends viel tiefer als zwei Meter, und so konnten die Sklavenjäger mit ihren großen, schwer bewaffneten Booten dorthin auch nicht gut folgen.

Die für Ganvié typische Fischwirtschaft hat sich beinahe zufällig entwickelt, nachdem zahlreiche Fischarten das unter dem Wasser liegende Pfahlgerüst der Häuser als Brutstätte für ihren Nachwuchs adaptiert hatten. Die Bewohner Ganviés hatten dies erkannt und es durch ein dichteres Geflecht unter den Häusern noch gezielt gefördert. So war es dann in den meisten Häusern Ganviés bis in die jüngste Zeit möglich, sich bei Bedarf frischen Fisch einfach mit dem Kescher zu holen, quasi aus dem Keller. Aber nachdem auch die Fäkalien der Siedlung notgedrungen dort landeten, ist man mit der Zeit dazu übergegangen, die für Ganvié typischen „Fischgärten“ etwas außerhalb der Dörfer und in den Weiten des Sees anzulegen. Jedenfalls beschert das innige Verhältnis der Menschen in Ganvié zu den Fischen ihnen bis heute einen Großteil der Geldeinkommen, indem die Märkte von Cotonou damit beliefert werden, und es hat auch, wie man sich leicht denken kann, eine exzellente Fischküche hervorgebracht. Keinesfalls sollten Sie es deshalb auch versäumen, in einem der Restaurants Ganviés ein Fischgericht zu sich zu nehmen.

Seit die neue Straße errichtet wurde, ist es nun nicht mehr nötig, die beschwerlichen beinahe zehn Kilometer von Cotonou mit dem Boot auf sich zu nehmen. So bleibt einem auch der Anblick der Müllhalden am Ufer bei der Abfahrt und der schockierenden Lebensverhältnisse der Menschen, die unter den Brücken Cotonous leben, erspart. Nur Katastrophentouristen werden den Wegfall dieser schreienden Kontraste, bevor man in die Idylle der Pfahldörfer eintauchen kann, als einen Verlust empfinden.

Die Bootstouren nach Ganvié sind heute staatlich reglementiert, sowohl was den Preis angeht, (womit die oft langwierigen Verhandlungen wegfallen,) als auch die befahrene Route. Die Touristenboote fahren heute eher am Rande Ganviés entlang und nicht mehr durch die engen Kanälchen. Sie vertreiben so auch nicht mehr die Fische, die es unter manchen der Häuser immer noch geben mag. Und die Ganviéer werden so auch nicht mehr in allen Winkeln und Nischen der Siedlung unablässig von Touristen behelligt, die sich am bescheidenen, aber nachhaltigen Wirtschaften Ganviés emotional bereichern und es fotografisch festhalten wollen.

Gehen Sie überhaupt - hier und überall in Benin - sensibel vor, wenn Sie Menschen fotografieren möchten. Zeigen Sie Respekt! Fragen Sie zuvor, ob es den Menschen recht ist, fotografiert zu werden. Viele lehnen es ab, in den oft ärmlichen Verhältnissen abgebildet zu werden. Andere werden einem Foto zustimmen, aber sich zuvor noch in Schale werfen wollen. Wieder andere werden ein Geldgeschenk für das Foto erwarten. Dies ist nur legitim! Denn der Abgebildete kann ja nicht wissen, was der Fotograf mit dem Bild hinterher anstellen wird. Machen Sie auch niemals heimliche Aufnahmen! Und sollten Sie aus großer Ferne und mit großer Brennweite fotografieren, so ist es nur zu verständlich, wenn dann die Fotografierten ihrerseits ebenfalls versuchen, die Distanz zu überwinden, indem sie vielleicht mit Steinen nach Ihnen werfen. Dies kann Ihnen leicht passieren in Benin. Das kommt in Benin, hört man, immer wieder vor. ———

Unser Auto ist fast das einzige auf dem großen neuen Parkplatz.

Die Dame im Häuschen mit dem Ticketschalter begutachtet unsere Bildtafeln aus 2000. Nein, die Doppeldeckerfähre für die Fischhändler auf ihrem Weg zum Markt in Cotonou gibt es nicht mehr. Und nein, sagt sie, die anderen beiden Fotomotive aus Ganvié 2000 liegen auch nicht an der heute reglementierten Route. Sie hat auch keine Ahnung, wo die Fotos entstanden sein könnten. Sie arbeitet fürs Tourismusministerium, ist aber selbst nicht aus Ganvié.

Sie holt die Bootsleute zu Hilfe. Die wissen zwar ebenfalls nicht, wo die Fotos aufgenommen wurden, versichern aber, sie würden die Orte schon finden. Wir sollten jetzt die normale Bootstour buchen, und für die Suche nach den beiden Szenerien aus 2000 werde dann eben noch ein Aufschlag fällig. „Gut“, sage ich, „dann machen wir zuerst die normale Tour, und danach machen wir uns auf die Suche nach den Fotomotiven aus 2000. Und wenn wir danach noch über den See zurückfahren würden nach Cotonou, wie ich es vor zwölf Jahren gemacht hatte - was würde das denn kosten?“

Es folgen recht komplizierte Preisverhandlungen. Die Guides bestehen darauf, einen Pauschalpreis auszuverhandeln. Dies wundert mich, da sie ja nicht wissen können, wie lange wir nach den Fotomotiven von 2000 suchen werden, aber offenbar geht an einem Pauschalpreis kein Weg vorbei. Diesen gemeinsam zu ermitteln zieht sich dann einigermaßen hin, aber schließlich können wir uns doch einigen.

Wir absolvieren dann also zuerst die gewöhnliche Tour. An den Fischgärten vorbei gelangen wir nach Ganvié, das auch, wenn man nur am Rand entlang fährt, durchaus schon viele malerische Ausblicke aufzuweisen hat, und erst recht, wenn man zum Ende der Tour auch noch ein wenig eintaucht. Das Licht ist für Fotos leider, wie schon vor zwölf Jahren, nicht das beste. Der Himmel ist bedeckt und wegen des

vielen Wassers ist es sehr diesig.

Die Tour endet just bei dem Restaurant, in welchem ich schon vor zwölf Jahren ein formidables Fischgericht serviert bekam.

Wir zeigen der Restaurantbesitzerin die Bildtafeln. Sie kennt sich gut aus im Labyrinth der vierzig Dörfer, die für den tumben Touristen meist unter dem einen Namen Ganvié zusammengefasst werden. Sie weiß fast auf Anhieb, wo wir die Fotomotive finden werden, und erklärt es den Bootsleuten. Wir geben für nachher unsere Essensbestellung auf und steigen wieder ins Boot.

Madames Wegbeschreibungen führen uns gleich auf Anhieb an die richtigen Orte. Aber mit der fotografischen Ausbeute kann ich nicht zufrieden sein. Es wäre an sich schon schwierig gewesen, auf dem Boot herumzunavigieren, bis man den gleichen Blickwinkel wie auf einem Foto wieder eingenommen hat. Aber beim ersten Motiv erweist es sich als ganz unmöglich. Ein neuer Pfahlbau steht dem im Weg, und ich muss mich mit einer nur angenäherten Perspektive zufrieden geben.

Das zweite Foto war auf einer größeren wässrigen Freifläche inmitten eines der Dörfer gemacht worden. Sofort kommen aus allen Richtungen Männer, Frauen und Kinder auf ihren Booten hinzu und protestieren gegen unser Eindringen. Ein prachtvoll gekleideter Mann, stolz unbewegt stehend, wird heran gerudert. Er muss der Dorfvorsteher sein. Er stellt uns wegen unseres Eindringens in sein Dorf zur Rede. Die Bootsleute erklären ihm unser Anliegen, zeigen ihm das Foto, das vor zwölf Jahren genau hier an dieser Stelle gemacht wurde, und übergeben es ihm als Geschenk. Daraufhin lässt er mich meine aktuellen Vergleichsfotos machen, aber um uns herum ist ein dichter Gürtel an Booten entstanden und so ist auch hier an ein Feinjustieren der Perspektive nicht zu denken.

Wieder zurück in Madames Restaurant bekommen wir Fischgerichte serviert, von denen sich ohne Übertreibung sagen lässt, dass wer diesen Fisch noch nicht gegessen hat, definitiv noch Lücken hat, was man mit Fisch alles Vorzügliches anstellen kann. Madame leistet uns beim Essen Gesellschaft.

Einstweilen, meint sie, sei das ökologische System der Lagune noch stabil. Das große Cotonou würde zwar seinen Dreck ins Wasser abgeben, aber dort gebe es praktisch keine Industrie, und so wäre dies nur halb so schlimm. Die Einnahmen aus den seit ein paar Jahren regulierten Bootsfahrten kämen zur Hälfte dem Staat zugute, zur andern Hälfte Ganvié. Es finanziere daraus seine Trinkwasser- und Stromversorgung und die Schulen. Der Anteil Ganviés hätte freilich auch größer ausfallen dürfen. Manche hätten dies bemängelt,

aber solche Nörgler gebe es eben immer.

Nach dem Essen fahren wir über die Lagune zurück nach Cotonou. Bald verschwindet Ganvié hinter dem Horizont und um uns herum ist bloß noch Wasser, bis einige Minuten später die Hütten und Häuser Cotonous am Horizont vor uns auftauchen. Wir fahren in ein paar Metern Abstand an den Menschen vorbei, die hier unter den Brücken leben. Das Ufer beim Dantokpa-Marché ist eine einzige große Müllhalde. Das Fotografieren ist mir da schnell vergangen. Ich bin ja schließlich kein Kriegsberichterstatter.

Ganvié 2012: Denkmal für König Gbewou II., den Gründer der Siedlung

Fischrestaurant in Ganvié, 2012

„Auf dem Wasser herumzunavigieren, bis man die identische Perspektive wieder gefunden hat, wäre an sich schon schwer genug gewesen. Hier ist es unmöglich. Ein neuer Pfahlbau steht dem im Weg.“

„Aber mittlerweile ist um uns herum ein wahrer Bootsauflauf entstanden. Und so ist auch hier an ein Feinjustieren der Perspektive nicht zu denken.“

4. Tag: Ouidah
Das Tor ohne Wiederkehr

(Ouidah, 2000)

Das Gepäck ist verstaut. Wir steigen ein. Janvier lässt den Motor an, wendet sich mir zu und fragt: „Wohin?" -

Gestern Abend in den Verhandlungen über das Auto und sein Honorar hatten wir ihm unsere gesamten Pläne für die nächsten fünfzehn Tage bereits dargelegt. Aber an den Details wie den einzelnen Etappenzielen schien er nicht besonders interessiert zu sein. Also sage ich es ihm jetzt noch einmal: „Wir fahren nach Ouidah, sehen uns die Gedenkstätten zur Geschichte der Sklaverei und das `Tor ohne Wiederkehr´ an. Danach bringst du uns nach Grand Popo. Wir werden dort drei Tage bleiben und machen von da aus kleinere Exkursionen. Dazu brauchen wir das Auto nicht. So kannst du heute abend noch zurück nach Cotonou fahren und das Auto für die große Tour in Schuss bringen und alle deine Vorbereitungen treffen, und in vier Tagen holst du uns in Grand Popo wieder ab." - „Also nach Grand Popo." - - -

Janvier denkt sich sein Teil: Die Europäer haben mir eine Landkarte gezeigt. Die Europäer hantieren immer mit Landkarten. Sie haben Pfeile darauf gemalt und die Tage dazu geschrieben. Mit diesem Papier in der Hand glauben sie zu wissen, wann wir uns wo während der nächsten Tage und Wochen aufhalten werden. Ich verstehe schon, wie ihr Plan gemeint ist. Aber wir sind Menschen und können nicht wie die Vögel von oben aufs Land herunter schauen. Die Realität hier auf der Straße sieht anders aus. Ich bin kein Vogel, ich bin Chauffeur, und ich muss dafür sorgen, dass sie und das Auto sicher ans nächste Ziel kommen. Vieles kann da geschehen. Nur Gott weiß, was in fünf oder zehn Tagen sein wird. Mit diesen Planungen nach europäischer Art habe ich die Erfahrung gemacht, dass man mit ihnen grundsätzlich in Verzug gerät. Vermutlich haben sie gar keinen anderen Zweck, als dass man aus ihnen ablesen kann, dass man schon wieder in Verzug geraten ist. In Afrika gehen wir es anders an. *Rien n'est tard,* heißt es bei uns. „Spät" gibt es bei uns nicht. Nichts ist „spät". *Alles hat seine Zeit.* - - -

Vor zwölf Jahren hatten wir das Geschichtsmuseum im ehemaligen portugiesischen Fort in Ouidah besucht. Wir hatten die anderen Gedenkorte in Ouidah besichtigt, an denen an die Geschichte der Sklaverei erinnert wird. Wir waren über die „Straße des Sklaven" an den Strand gefahren. Dort steht seit 1992 das „Tor ohne Wiederkehr", das symbolisch-monumental an das millionenfach erlittene Leid der Sklaven und Sklavinnen erinnert.

„Im Geschichtsmuseum", knüpfe ich auf der Fahrt an unsere Vorgespräche und Vorüberlegungen

an, „ist das damals sehr widersprüchlich nebeneinander gestanden: Die Geschichte des Sklavenhandels in der einen Abteilung, in einer zweiten aber auch eine durchaus positiv bewertete Darstellung der glorreichen Geschichte der Könige von Dahomey. Obwohl die fast alle irgendwann auch mit den Europäern kooperiert und ihnen im Tausch gegen moderne Waffen die Menschen aus dem Hinterland verschleppt und sie an die Sklavenhändler ausgeliefert hatten." Diese widersprüchlichen Tendenzen im Geschichtsmuseum hatte ich damals kritisiert in meinem Reisetagebuch, und weiterhin, dass die einzelnen Gedenkorte in Ouidah, und vor allem auch die *Route de l'Ésclave,* für uns nur schwer aufzufinden - sollte wohl heißen: ungenügend beschildert - waren, und dass ein schlüssiges Gesamtkonzept, das alle Gedenkorte in Ouidah miteinander verbunden hätte, für mich nicht zu erkennen gewesen sei.

„Es wird auch damals schon ein Gesamtkonzept gegeben haben." Sidy nimmt den Standpunkt wieder ein, den er schon in unseren Vorgesprächen eingenommen hat. „Du hast es nur durch deine eurozentristische Brille nicht erkennen können. In deinem Reisetagebuch wolltest du den Afrikanern vorschreiben, wie sie die Rolle ihrer Könige zu bewerten haben: Schaut her, diese afrikanischen Herrscher haben sich ebenfalls an der Sklaverei beteiligt. Was die Europäer ja immer gerne hören; es relativiert die eigene Schuld. Aber dabei verlierst du die realen Kräfteverhältnisse aus dem Blick. Denn die Wahrheit ist: Die afrikanischen Könige hatten keine andere Wahl! Wenn sie nicht mit den Sklavenhändlern kooperiert hätten, wären sie militärisch unterworfen worden. Ausgelöscht. Aus der Erinnerung getilgt. Von den meisten afrikanischen Fürsten, wenn sie sich den Europäern widersetzt hatten, gibt es heute *nichts* mehr, was in einem Museum noch zu zeigen wäre. Man kennt heute nicht einmal mehr die Namen. Und da willst du die lange Geschichte der Könige von Dahomey ebenfalls noch aus dem Geschichtsmuseum entfernen? Weil sie - unter Zwang, wie gesagt! - deinen moralischen Grundsätzen nicht genügt haben, nach denen sie heroisch einen vergeblichen Widerstand hätten leisten und normalerweise ebenfalls in der Vergessenheit hätten verschwinden müssen? Ich glaube kaum, dass du *so* der komplexen Problematik des Sklavenhandels gerecht wirst." -

„Ich wollte die Könige ja nicht aus dem Museum eliminieren. Eine kritischere Bewertung ihrer Rolle hätte ich mir gewünscht. - Oh, Janvier!" Ich wechsele ins Französische. „Eben hätten wir nach Ouidah abbiegen müssen!" -

Silvia muss lachen. Sie hat es vorausgeahnt, dass es so kommen wird. „Janvier macht es auf die afrikanische Art", erklärt sie mir auf Französisch. „Du selbst hattest zuletzt Grand Popo als

Tagesziel ausgegeben. Als afrikanischer Fahrer wird er uns nicht `erst auf einen Sprung in Ouidah vorbei und danach nach Grand Popo´ fahren. Als afrikanischer Fahrer fährt er uns *entweder* nach Ouidah *oder* er fährt nach Grand Popo. Es geht nach Ouidah, hättest du sagen müssen. Ouidah ist das nächste Ziel. Und erst danach, wenn alles gut gegangen ist und uns nicht noch etwas Besseres einfällt, ist das nächste Ziel dann vielleicht Grand Popo."

Janvier bestätigt, dass es sich so verhält, wie Madame gesagt hat. „Monsieur Victor, Sie sollten nicht das übernächste Ziel immer schon im Kopf haben. Alles schön der Reihe nach. Ein Sprichwort bei uns lautet: Alles hat seine Zeit." - - -

Wir fahren in den Ort. Wir fahren am zentral gelegenen ehemaligen portugiesischen Fort, dem Geschichtsmuseum vorbei. Wir fahren ein wenig hierhin, ein wenig dorthin, versuchen uns zu orientieren. Ohne die professionelle Hilfe eines Guides, das wird schnell klar, werden sich die historischen Orte in der *Cité historique de Ouidah* für uns nicht erschließen. Wir beschließen, uns zuerst um die Bildtafel im Kofferraum zu kümmern. Also erkundigen wir uns nach der *Route de l'Ésclave.* Wir folgen ihr bis an den Strand und kommen zu dem Mahnmal, das auf dem Foto von 2000 zu sehen ist, zum „Tor ohne Wiederkehr".

Das Gelände mit dem Mahnmal wurde in der Zwischenzeit eingezäunt. Am Eingang stehen drei Guides und warten auf Besucher. Einer von ihnen ist Geoffroy. Er bietet uns an, uns das Mahnmal zu erläutern, und wenn wir wollten, könne er uns danach durch Ouidah führen.

„Wenn die Sklaven hier an den Strand kamen, war es das letzte, was sie von Afrika sahen, bevor sie in Richtung auf eine beängstigende und ungewisse Zukunft verschleppt wurden. Daran soll das im Jahr 1992 errichtete Mahnmal erinnern. In sofern ist es ein *Endpunkt.*"

Geoffroy nimmt Rücksicht auf meine beschränkten Französischkenntnisse. Für mich spricht er langsam, aber er spricht auch nicht *zu* langsam. Ich kann mich nicht erinnern, jemals ein klareres und schöner prononciertes Französisch gehört zu haben. „Normalerweise fangen die Touren im Ort in Ouidah an, im ehemaligen portugiesischen Fort, das heute ein Geschichtsmuseum ist. Ich gehe dann weiter zum früheren Sklavenmarkt. Ich zeige den Besuchern den `Baum des Vergessens´, den die Verschleppten rituell umrunden mussten. Vom Ort aus geht es dann, gerne auch dem Anlass angemessen zu Fuß, über die *Route de l'Ésclave* hierher. Aber vielen Touristen ist das zu mühsam in der Hitze, oder es fehlt ihnen die Zeit. An der *Route de l'Ésclave* gibt es

fünfundzwanzig Skulpturen, die für verschiedene religiöse, mythologische und historische Aspekte der beninischen Geschichte stehen. Der Fußmarsch oder die Autofahrt endet dann hier am Strand, beim Monument, und der Abschluss meiner Touren ist dann eben dieser Blick hinaus aufs Meer, wie ihr ihn vor euch habt, durch das `Tor ohne Wiederkehr´." -

„Aber wenn das der Endpunkt deiner Touren ist", frage ich, „warum standest du dann hier, als wir kamen, und hast auf Besucher gewartet?" -

„Die eine Antwort ist ganz banal: Kurz bevor ihr kamt, hatte ich eine Tour hier zu Ende gebracht. Die andere, weniger banale Antwort wäre: Das Tor ist eine sehr bekannte Anlaufstelle und viele Besucher kommen zuerst hierher. Was dann aber auch kein Problem darstellt. Denn die Tour funktioniert auch in der Gegenrichtung." Geoffroy bittet uns, ihm zu folgen.

Wir gehen um das Tor ohne Wiederkehr herum. Jetzt sehen wir von der Meerseite aus auf das Monument. „Auf den Reliefs auf dieser Seite des Denkmals kommen einem die Verschleppten entgegen. Und wenn man von hier durch das Tor blickt, so blickt man zurück in Richtung Ouidah. Man schaut zurück auf die afrikanische Heimat, die die Sklaven damals nie wieder sehen sollten. Aber trotzdem symbolisiert das Tor heute, von hier aus betrachtet, auch eine Rückkehr. Die Rückkehr der befreiten Sklaven nämlich aus Amerika. Ihren Einfluss auf die beninische Kultur. Das Tor steht auch für die spirituelle Rückkehr, wenn Besucher aus den beiden Amerikas sich heute von hier aus auf die Suche nach ihren afrikanischen Wurzeln begeben. Deren Touren nehmen oft von hier ihren Ausgang. Diese Reisegruppen folgen dann zuerst der Sklavenstraße bis in den Ort nach Ouidah und dann weiter den Routen der Sklavenkonvois ins Landesinnere. Je nachdem, wo die eigenen Vorfahren vermutet werden, kann man sich auf eine Vielzahl von *Routes des Ésclaves* begeben. Zur alten Königsstadt Abomey etwa, oder nach Porto Novo. Es gibt Touren bis nach Togo, bis nach Burkina, nach Kamerun, in den Kongo. An diesen historischen Sklavenrouten gibt es viele Orte des Erinnerns, die mittlerweile auch meistens gut dokumentiert sind: die europäischen Forts, die Sklavenmärkte, die Sammelstellen, Bestrafungs- und Hinrichtungsstätten. Orte von Aufständen und des individuellen Widerstands, Rückzugsorte der Bevölkerung wie auf schwer zugänglichen Bergen oder in Höhlen. Auch Ganvié, das als `Venedig Westafrikas´ bekannt ist, ist ja nicht nur eine idyllische Sehenswürdigkeit, sondern fällt ebenfalls in diese Kategorie der Rückzugsorte auf der Flucht vor den Sklavenjägern. Viele, sogar die meisten Touren von Besuchern aus Amerika auf der Suche nach ihren afrikanischen Wurzeln nehmen von hier ihren Ausgang." -

„Aber normalerweise hättest du die Tour mit uns nicht hier begonnen, sondern in Ouidah?" -

„Mit weißen Touristen fange ich normalerweise in Ouidah an und wir kommen erst zum Ende der Tour hierher." -

„Also sind wir für dich, obwohl wir doch offenbar nicht alle weiß sind," - ich deute auf Sidy - „eine weiße Reisegruppe?" -

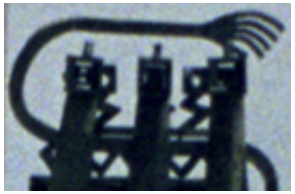
Geoffroy denkt kurz nach. Sein spöttisches Lächeln zeigt, dass er durchaus nicht abgeneigt ist, sich auf solche Debatten einzulassen. „Es ist einfach so", beantwortet er meine Frage, „dass in schwarz-weiß gemischten Reisegruppen immer die Weißen die Chefs sind und die Schwarzen sind als ihre Fahrer oder Guides bei ihnen angestellt. Oder, noch deutlicher gesagt: *Es gibt keine schwarz-weiß gemischten Reisegruppen.* Ich habe noch nie welche gesehen. Mit Ausnahme der Pärchen natürlich, der Ehe- und Liebespaare. Aber sonst gibt es das praktisch nicht. Ich habe immer nur entweder schwarze Reisegruppen kennen gelernt auf der Suche nach ihren afrikanischen Wurzeln, oder weiße, für die dann eher die Fotosafari in den Wildparks der Höhepunkt der Reise sein wird." -

„Es ist hart, was du da sagst. Woran, meinst du, liegt das?" -

„Wahrscheinlich gibt es noch zu wenige tiefe Freundschaften zwischen Schwarzen und Weißen. Vielleicht ändert sich das, weil in Europa jetzt immer mehr Schwarze und Weiße von Kindheit an miteinander aufwachsen. Dass sie dann vielleicht auch in ein paar Jahren miteinander auf Reisen gehen." -

„Hoffen wir's! Schlimm wär's, wenn sich trotzdem nichts änderte." -

Geoffroy führt uns weiter um das Monument herum und erklärt uns die Details. Dann haben wir es ganz umrundet und sehen wieder von der Landseite aus durch das Tor aufs Meer.



Auf unserer Bildtafel von 2000, bemerkt Geoffroy, ist noch der massiv metallene Kinderarm über den stilisierten Kinderköpfen in der Skulptur rechts des Tors vorhanden. Vor einiger Zeit, sagt er, hätten ihn Metalldiebe entwendet. „Die ursprüngliche Skulptur war also nicht so symbolistisch und fast schon abstrakt gedacht, wie es jetzt den Anschein hat. Die Kindergruppe rechts war ganz konkret historisch gemeint und bildete ein tausendfach erlittenes Trauma ab: Kleine Kinder

können noch nicht mit dem rechten Arm über dem Kopf bis an ihr linkes Ohr greifen. Dies war der Maßstab, die Probe. Die Kleinkinder, die dazu noch nicht in der Lage waren, waren zu jung zum Arbeiten. Sie wurden hier von ihren Müttern getrennt und gleich hier ermordet oder nach der Abfahrt draußen am Meer über Bord geworfen."

Schweigend gehen wir zurück zur Umfriedung des Geländes. „Dann wurde das Mahnmal wegen dieses Vandalismus der Metalldiebe mit dem Zaun und dem hölzernen Tor umgeben und abgesperrt?" -

„Das Holztor ist nie abgesperrt. Das Mahnmal ist jederzeit frei zugänglich." -

„Aber vom symbolischen und ästhetischen Standpunkt aus ist es nicht besonders geglückt", sage ich, „wenn man dieses Mahnmal eines `Tors ohne Wiederkehr´ zuerst über ein zweites Tor aus Holz und über einen Zaun hinweg in den Blick bekommt. Von der Bildsprache her ist das fast als wollte man sagen: `Durch dieses Tor wurden früher Sklaven verschleppt, aber heute wird das durch einen Zaun davor zum Glück verhindert.´ Oder man könnte das Ensemble auch so verstehen: `Das Gedenken an die Verschleppten ist nur unter Aufsicht und mit behördlicher Genehmigung gestattet. Bitte wenden Sie sich an einen der offiziellen Guides!´" -

„Nein, wie gesagt: Das Mahnmal ist jederzeit frei zugänglich. Aber es gab manchmal Partys hier am Strand. Und es gab diesen Metalldiebstahl. Wir konnten das Mahnmal nicht Tag und Nacht beaufsichtigen. Das wollten wir auch nicht. Mit der sichtbaren Eingrenzung des Areals wollten wir an seine besondere Bedeutung erinnern und an die Leute appellieren, sich dem angemessen zu verhalten. Seither ist auch übrigens nichts mehr weg gekommen." - - -

Mit Geoffroy im Auto fahren wir auf der *Route de l'Ésclave* zurück nach Ouidah. An den Statuen halten wir an und Geoffroy erklärt uns ihre Bedeutung. Mir persönlich sind sie zu plakativ. Sehr bunt und glatt. Sidy hatte lange nichts gesagt und fragt jetzt vieles nach.

Vor einigen der Statuen fotografiere ich ihn. Ich bitte ihn, die Spiegelbrille abzusetzen. Sein Blick wäre jetzt interessant für mich, seine Augen. Außerdem möchte ich nicht als Fotograf in der Spiegelbrille zu sehen sein. Er werde die Brille nicht absetzen, entgegnet er in harschem Ton. Nach allem, was er heute wieder hat hören und sehen müssen, fühle er sich todtraurig. Und er sei wütend. Niemals, nicht jetzt und auch nicht späterhin würde er sich für ein Foto von mir so

ausstaffieren, wie es mir vorschwebt, und etwas darstellen, was er nicht ist.

Die letzte der Statuen, die erste also, wenn man sich von Ouidah aus auf die *Route de l'Ésclave* begibt, ist beinahe die einzige, die auch ohne Geoffroys Erklärungen ganz für sich selber spricht. Sie zeigt schlicht einen großen Vogel, der einen Fisch im Schnabel trägt. Damit, will sie uns sagen, fing das alles an. Mit dem ersten Vogel, der sich einen Fisch gefangen hat, fing das alles an.

(Ouidah, 2012)

OUIDAH 92
LA PORTE DU NON RETOUR
ELLE SYMBOLISE L'ETAPE ULTIME DE LA PLUS GRANDE
DEPORTATION QU'AIT JAMAIS CONNUE L'HUMANITE
LA TRAITE NEGRIERE
LES ESCLAVES EN ARRIVANT SUR CETTE PLAGE
DE OJEGBADJI FOULAIENT POUR LA DERNIERE FOIS
LE SOL DE L'AFRIQUE ET S'EN ALLAIENT SANS ESPOIR DE RETOUR
VERS UN DESTIN HORRIBLE ET FUNESTE.
C'EST CE QUE SYMBOLISE LA PARTIE
DU MONUMENT TOURNEE VERS LA VILLE DE OUIDAH
PAR CONTRE COTE MER LA PORTE SYMBOLISE
MALGRE LES SOUFFRANCES ET LES DOULEURS SUBIES
LE RETOUR DU SOUFFLE DES ANCETRES REVENUS
DE L'AU-DELA DES MERS AINSI QUE LES LIENS
INDISSOLUBLES QUI RATTACHENT
LA DIASPORA NEGRE A LA TERRE AFRICAINE
LE BOURREAU AVAIT TUE UNE FOIS
EN INSTITUANT L'HOLOCAUSTE DES ESCLAVES NOIRS.
EN CONSTRUISANT AU NOM DE LA TOLERANCE
DE L'ENTRAIDE MUTUELLE ET DE LA COEXISTENCE PACIFIQUE DES PEUPLES.
CE MONUMENT
LA REPUBLIQUE DU BENIN ET L'UNESCO
ONT VOULU INSTITUER LA MEMOIRE
AFIN D'EMPECHER L'AMNESIE HISTORIQUE
DE S'INSTALLER ET LE SILENCE DE TUER UNE SECONDE FOIS
LES DIX NEUF MILLIONS D'ESCLAVES
QUI PAR LEUR SANG ET LEUR SUEUR ONT ENRICHI
LES INITIATEURS ET LES DESTINATAIRES
DU COMMERCE TRIANGULAIRE DU BOIS D'EBENE"

12 Jahre Erosion
(eine Überblendung)

Fischen im Sitzen an der *Route de l'Ésclave*, Ouidah, 2012

An der *Route de l'Ésclave*, Ouidah, 2012

„Mit dem ersten Vogel, der sich einen Fisch fing, fing das alles an.“

5. Tag: Grand Popo
Am Strand

Beim Fischfang (Grand Popo, 2000)

Aus dem Reisetagebuch von 2000:

Wir sind jetzt in Grand Popo, nahe der togolesischen Grenze, an der Küste. Zusammen mit der Familie unseres Gastgebers - dem deutschen Entwicklungshelfer Christoph, seiner Frau Nahed und ihren drei Kindern, dazu wir Vier, bewohnen wir drei hübsche kleine Bungalows auf dem Gelände des Awalé Plage Hotel, in einem Palmenhain, betrieben von einer Französin und selbstverständlich für die allermeisten Einheimischen wieder unerschwinglich.

Morgens nach dem Frühstück habe ich die Hotelanlage mit dem schönen Garten und die Anderen am Strand fotografiert. Etwa einen halben Kilometer westlich am Strand sah ich eine Menge Leute. Es sah aus, als wären sie am Tauziehen. Gegen Mittag waren sie bei uns angekommen: eine komplette Dorfbevölkerung, die den Fischfang der Nacht in einem Ende des Netzes zusammengetrieben hatte, an Land zog und dann unter der Leitung einer Big Mama aufgeteilt hat. Dann haben sie das Netz gesäubert und zusammengelegt und sind ins Dorf zurückgegangen.

Drei junge Leute haben sich danach noch unter einem der Sonnenschirme an unserem Strand ausgeruht. Sofort war ein bulliger glatzköpfiger Hotelscherge da und hat sie vertrieben. Es gab einen ziemlich langen Streit. (Der Privatgrund oder die Pacht ist noch nicht durchgesetzt.) Auch die Big Mama hatte in ihrem afrikanischen Akzent noch interveniert: „La playé est pour tout le monde!“*(1)*

Kurz hatte ich noch überlegt, mich für die jungen Leute einzusetzen und sie unter meinen Schirm einzuladen. Es ist aber auch keine Lösung, wenn die Frage vom Wohlwollen eines einzelnen (noch dazu weißen) Touristen abhängt. Missmutig gaben die Drei schließlich nach und zogen von dannen.

Erst war's ein Idyll, dann kam der realkapitalistische Einschlag. Kollektive Subsistenzwirtschaft versus

(1) „Der Strand ist für alle da!“

privatwirtschaftlicher Kapitalismus. Warum steht hier eigentlich noch nicht alles voll mit Hotelburgen? Weil es wegen der gefährlichen Strömungen praktisch unmöglich ist, im Meer zu baden? Wegen der weit verbreiteten Malaria? Wegen der fehlenden Infrastruktur in Benin? Oder etwa doch, weil der Minister für Tourismus einen gewissen Weitblick und Hang zu „sanftem Tourismus" hat? Nach Christophs Meinung letzteres auf keinen Fall: Mit der Aussicht auf Möglichkeit zu persönlicher Bereicherung würde der sofort das ganze Land an die großen Tourismuskonzerne verkaufen. - - -

„Christophs Verweis auf die korrupten afrikanischen Regierungen zielt, denke ich, in die falsche Richtung. Nicht, dass es in Afrika keine Korruption geben würde. Sie ist ein großes Problem. Aber weit grauslicher wäre es doch, wir kommen nach Grand Popo, und der Streit wäre mittlerweile zu Gunsten des Hotels entschieden worden, ganz nach Recht und Gesetz und so, wie die Welt heute eben läuft, auch ohne Korruption. Denkbar wär's, wir kommen nach Grand Popo, und weil das Hotel den Strand legal erworben hat, wozu das Fischerdorf finanziell nicht in der Lage war, wurde ihm der Strand rechtsgültig zugesprochen. Die Fischer dürfen ihn nicht mehr betreten. Vielleicht kommen wir hin, und das Fischerdorf gibt es heute gar nicht mehr."

In den Vorgesprächen in Wien hatten wir unsere Erwartungen an die verdoppelte Reise diskutiert, und unsere Befürchtungen, was uns dabei schlimmstenfalls erwarten könnte.

„Wenn es das Fischerdorf nicht mehr geben sollte", sagte Sidy, „denke ich aber, dass es nicht am Streit mit dem Hotel gelegen haben kann. Denn die afrikanischen dörflichen Gemeinschaften sind stark und wissen sich im Zweifelsfall schon irgendwie zu helfen. Wahrscheinlicher wäre, dass es an der Überfischung liegen würde. Am großindustriell betriebenen Fischfang. Dass die Europäer und Chinesen mit ihren schwimmenden Fischfabriken dort mittlerweile alles leergefischt haben." -

„In anderen Weltgegenden", knüpfte ich an Sidys Gedanken an, „werden die Fischer dann zu Piraten, entern vorbeikommende Yachten, kidnappen Europäer und verlangen Lösegeld. Aber um sich beruflich so verändern zu können, braucht man zuerst einmal Geld. Man muss Waffen kaufen. Man braucht Munition. Von den Schnellbooten ganz zu schweigen. Die Leute dort hatten aber nie Geld. Sie haben immer eine reine Subsistenzwirtschaft betrieben. So wäre ihnen dann auch diese Karriere noch verwehrt gewesen." -

„Und das hieße dann: Exodus." Sidy malte es weiter aus: „Die jungen Leute gehen nach Cotonou und suchen sich Arbeit. Die Kinder und die Alten kommen, wenn sie Glück haben, bei Verwandten im Landesinnern unter, wo es vielleicht eine Landwirtschaft auf Maisbasis gibt. Die Palmhütten verfallen, und

das Dorf ist heute vielleicht nur noch in Spuren aufzufinden.“ -

„Und auch die andere Perspektive, die es dann üblicherweise noch gibt, gibt es dort nicht: den Tourismus. Das wäre schon ein tragisches Schicksal, wenn dieselben Meeresströmungen, die zur Ausbildung dieser ganz eigenen Fischfangmethode geführt haben, indem sie das Baden im Meer unmöglich machen, am Ende auch noch diesen letzten möglichen Entwicklungsweg verhindert hätten.“ - - -

Silvia und ich sitzen beim Frühstück im Restaurant des Hotel Awalé Plage.

Seit meinem letzten Aufenthalt wurde die Anlage beträchtlich erweitert. Es gibt neue große Bungalows in der Luxusklasse. Es gibt ein Schwimmbecken. Das Personal trägt jetzt eine schicke Dienstuniform, die mit den kecken, roten Kopftüchern und den breiten Schärpen vom selben Stoff das Seeräubermotiv wieder aufnimmt, das auch sonst das Leitthema in den Dekorationen auf der Anlage ist.

„So sind sie jetzt doch Piraten geworden“, hatte ich dazu angemerkt. Sidy hatte mich ermahnt, nicht zynisch zu sein.

Jetzt kommt er aufgeregt von seinem Strandspaziergang zurück, und schon von weitem ruft er uns zu: „Sie ziehen! Sie sind wieder am Ziehen!“

Wir holen die Bildtafeln und die Fotoausrüstung und gehen an den Strand. Während wir zwei Weißen etwas Abstand halten, geht Sidy zu den Fischern. Er spricht mit den Leuten, zeigt die Bildtafeln, erklärt unser Projekt. So lernen wir schließlich Emmanuel kennen. Emmanuel lädt uns ein, uns sein Dorf Dovi Conji zu zeigen, und auch in den nächsten Tagen wird er uns bei unseren Exkursionen in der Umgebung von Grand Popo begleiten.

(2012)

Das Baden ist hier definitiv zu gefährlich.

„So sind sie jetzt doch Piraten geworden.“

6. Tag: Dovi Condji
Ein Fischer erzählt

Emmanuel Akouetey

Emmanuel erzählt: „Wir sind Fischer. Wir kommen aus Ghana. Ich habe immer hier gelebt, bin hier aufgewachsen. Aber ursprünglich kommen wir aus Ghana. Wir fischen vom Strand aus. Und wir fahren mit den Booten raus. Das hängt von den Meeresströmungen ab. Die Trawler da draußen sind natürlich ein Problem. Meine erste Begegnung mit so einem Riesenschiff werde ich nie vergessen.

Es war nachts. Wir fahren immer nachts mit den Booten raus. Von weitem haben wir es schon kommen gehört. Und die Lichter gesehen. Und plötzlich war es auch schon da. Das Schiff war verdammt schnell! Wir hatten damals keine Lichter an Bord. Wir haben geschrieen, so laut wir konnten. Ich bin noch nie so schnell gerudert in meinem Leben. Sie hätten uns glatt niedergewalzt und hätten es wahrscheinlich noch nicht einmal bemerkt. Mit höchster Not konnten wir gerade noch ausweichen, und wegen der Bugwelle wären wir fast gekentert und wir haben dabei ein Netz verloren.

Nach diesem Horrorerlebnis haben wir uns Windlichter mit Talgfackeln gekauft. Für unsere Verhältnisse war das eine kostspielige Investition. Aber was soll ich sagen? Genutzt hat es nichts. Bei unserem nächsten Rendezvous mit so einem Monsterschiff wären wir wieder beinahe über den Haufen gefahren worden. Ich glaube, die schlafen nachts alle auf diesen Schiffen und sie halten gar nicht Ausschau nach Leuten wie uns. Ich glaube, diese Hightech-Schiffe fahren mit ihren Schleppnetzen ein bestimmtes Gebiet im Zickzack ab, vollautomatisch und ohne dass einer überhaupt noch am Steuer sitzt. Wenn die Talgfackeln nicht auch noch dazu gut gewesen wären, mit ihrem Licht die Fische anzulocken, hätten wir sie uns glatt schenken können.“ -

„Ist es zu bemerken, dass die Fischbestände schrumpfen, sei es wegen der Überfischung durch den industriellen Fischfang, sei es vielleicht auch auf Grund des Klimawandels?“ -

„Das kann ich so nicht sagen. Schwankungen gab es schon immer. Draußen in den internationalen Gewässern ist der Fang natürlich mickrig, wenn gerade solch ein Riesenschiff durchgekommen ist. Das ist klar. Aber das Meer ist groß. Wir sind Fischer! Das wurde uns in die Wiege gelegt. Wir wissen schon, wo immer noch etwas zu holen ist. Wenn die Bestände vielleicht auch insgesamt etwas zurückgegangen sein mögen.“ -

„Und eure Fischfangmethode vom Strand aus - wie funktioniert das?“ -

„Wir haben das von unseren Vorfahren in Ghana.“ -

„Wie funktioniert es?“ -

„Das Netz wird an einem Pfosten am Strand festgezurrt. Einer unserer Männer bringt das andere Netzende mit dem Boot zwei-, dreihundert Yards hinaus und wirft dort Anker. Er muss dann einen halben Tag lang auf dem Boot bleiben, bis sich hinreichend Fische innerhalb der Netzbarriere befinden. Dann lichtet er den Anker und fährt mit dem Boot ein paar Hundert Yards parallel zum Ufer und gegen die Strömung, bringt sein Netzende dort ans Ufer und bindet es ebenfalls fest. Und dann gehen wir alle zusammen hin. Gemeinsam wird erst an diesem Ende gezogen, wir knoten es fest, gehen zum anderen Ende und ziehen dort, machen dieses wieder fest, gehen zurück zum ersten und ziehen da, und so weiter, bis der Fang eingeholt ist.“ -

Silvia hat eine Frage. Gestern Abend hat sie eine dramatische Szene beobachtet. Ein junger Mann war vom Boot, das in einiger Entfernung vom Ufer ankerte, ins Wasser gesprungen und an Land geschwommen. Der Mann hatte sichtlich zu kämpfen. Er hatte immer versucht, mit den Wellen sich in Richtung Ufer tragen zu lassen, und nach dem Brechen der Welle war er mit dem Sog wieder hinausgezogen worden. Dieses Hin und Zurück war Zentimeter- und körperliche Schwerstarbeit. Sie hatte ernsthaft um ihn gebangt und sich schon überlegt, wo sie Hilfe holen könnte. Es dauerte mindestens eine halbe Stunde, bis er endlich an Land war und erschöpft in den Sand fiel. Ob das mit der Fischerei zu tun gehabt hätte, fragt sie Emmanuel. Und ob er dieses Drama mitbekommen hätte? -

„Das Leben der Fischer ist immer ein riskantes“, sagt Emmanuel. Sein Bruder sei das gewesen. Er hätte am Abend noch einen anderen Job zu erledigen gehabt und hatte anschließend - Emmanuel zwinkert uns zu - auch noch ein Rendezvous. So konnte er nicht auf die Fischschwärme warten und mit dem Boot zurück kommen, sondern er musste zurück an Land schwimmen. „Mit dem Sog hinausgeschwommen ist man gleich. Aber zurück ist es nicht so leicht.“

Auf dem Foto von Dovi Condji („Condjis Dorf“) im Jahr 2000 ist noch Emmanuels alte Hütte zu sehen. Das hat ihn sichtlich bewegt. Bei einem Sturm vor drei Jahren ist das Dorf schwer

verwüstet worden. Von daher sehe jetzt alles ganz anders aus als auf dem Foto. Er bittet uns in seine Hütte. Der große Dachbalken ist das einzige, was von der alten Hütte übrig geblieben ist. Bei dem Sturm war er auf sie niedergekracht. Die Kinder hatte er gerade noch in Sicherheit bringen können.

In einer Ecke der Palmhütte liegt ein angebrochener Sack mit Zement. Die Hüttenwand auf der Meerseite hat er bis jetzt bis in eine Höhe von knapp einem Meter mit einer Zementschicht verstärkt. Er macht das jetzt *peu à peu*. Falls wieder so ein Sturm kommt. Da sie jetzt auch für die Aufkäufer der großen Konzerne fischen gehen, geht sich ein paar mal im Jahr solch ein Zementsack aus.

„Vor zwölf Jahren bekam ich mit", schneide ich ein anderes Thema an, „dass es einen Konflikt gab mit dem Hotel nebenan?" -

„Das stimmt. Zu Anfang hatten wir einen Konflikt mit dem Hotel. Der Fetisch unseres Dorfes war immer da, wo dann das Hotel errichtet wurde. Er ist ein friedlicher Fetisch, unser Fetisch. Er hat seiner Verlegung zugestimmt unter der Bedingung, dass der Hotelbesitzer die Kosten für die Verlegungszeremonie und für das dazugehörige Fest übernehmen würde. Der hatte das zu Anfang abgelehnt. Wir machten ihm die Konsequenzen klar. Niemand im Dorf und auch sonst niemand würde in diesem Fall in seinem Hotel arbeiten. Schließlich musste er einlenken und er hat die Kuh und das Fest bezahlt. Wir kommen jetzt besser miteinander aus. Viele aus Dovi Condji arbeiten jetzt im Awalé Plage."

Emmanuel führt uns zum Fetisch des Dorfes. Unscheinbar ruht er in seiner kleinen Hütte. Täusche ich mich, oder ist dem Moslem in unserem Team, ist Sidy nicht ganz wohl in seiner Haut? „Der Fetisch spricht zu uns", sagt Emmanuel. „Wir können ihn alles fragen. Wenn wir um Mitternacht hierher kommen, spricht er zu uns und gibt uns Rat auf alle unsere Fragen." -

„Dann trinkt Ihr wohl ein spezielles Getränk oder Ihr raucht etwas, bevor Ihr hierher zum Fetisch kommt und ihn um Rat fragt?" -

„Klar", sagt Emmanuel, und seine Antwort ist ganz frei von Ironie. „Er spricht dann deutlicher zu uns und ist besser zu verstehen."

Emmanuel zeigt uns dann noch das kleine Feld auf der anderen Seite der Straße, das er seit einiger Zeit gepachtet hat. Es sei gut, sagt er, neben der Fischerei ein zweites Standbein zu haben. Die Welt verändere sich. Das Leben ändert sich. Vielleicht würde er es ja noch erleben - das wäre sein Traum, sagt er -, einmal in einem richtigen Haus leben zu können, so wie wir in unseren hübschen kleinen Hotelbungalows auf der Anlage nebenan, mit elektrischem Strom und fließendem Wasser im Haus und mit Wänden aus Stein, die einem Schutz bieten können, wenn über dem Meer wieder ein Orkan aufzieht.

Emmanuels Hütte

Emmanuels Kochhütte

Der Fetisch von Dovi Condji

Emmanuel auf seinem Gemüsefeld

7. Tag: Aného
Waren und Menschen

Donnerstag, 5. Oktober 2000: Mit dem taxi brousse, *dem Sammel-, Buschtaxi fahre ich nach Aného, an die Grenze zu Togo. Auf den letzten paar hundert Metern bis zur Grenze herrscht ein reges Treiben beidseits der Straße an den Marktständen, Bars, Cafés, Suppenküchen. Fliegende Händler bieten Musik-CDs an, Feuerzeuge und sonstigen Krimskrams, Kleidung, Schuhe. Eine bunte Mischung aus traditioneller und westlicher Kleidung wird hier getragen, aus Kaftanen, T-Shirts und Fußballtrikots; zu Fuß, in den Autos, auf Mopeds oder mit Handkarren unterwegs.*

Die Grenze scheint ganz offen zu sein. Es gibt keine Uniformierten. Der Schlagbaum wird von einem Jugendlichen in Zivil bedient. Etwa zwei Stunden bin ich da und ich bekomme nicht mit, dass einem der Grenzgänger der Übertritt verwehrt worden wäre.

Als einziger Weißer komme ich in der Bar, in der ich mich auf einen Drink niederlasse, mit Leuten, die mich interessiert mustern, leicht ins Gespräch. Woher sie kommen? Wohin sie gehen? Die Musik aus den Lautsprechern über uns und von den vorbeikommenden Musikkonservenhändlern untermalt und übertönt manchmal unsere Gespräche.

Zwölf Jahre später. Emmanuel ist mit uns an die Grenze gefahren. An den Marktständen haben wir uns mit einem Potpourri vom Feinsten eingedeckt, was die beninischen Suppenküchen zu bieten haben, und uns in einer Bar direkt am Grenzübergang niedergelassen. Gegrillte Barben liegen vor uns auf dem Tisch, aus einem zweiten Päckchen duftet Kabeljau. Für die Fleischliebhaber gibt es Spareribs, Hühnerschenkel und Teile von der Ziege. Als Beilagen nehmen wir etwas *pâte rouge,* die beliebte Maniokpaste, Yams-Chips oder einen Brocken klebrigen Reis in die Finger und tunken sie in dreierlei mehr oder weniger scharfe, exquisite Gemüsesaucen.

Schweigend essen wir und sehen dem Treiben an der Grenze zu. Als das meiste verspeist ist und die Hände nur noch gelegentlich nach einem Happen greifen, wasche ich mir in der Wasserschüssel, die neben uns am Boden steht, die Hände, trockne mich ab und ziehe meine Papiere heraus. Ich erkläre Emmanuel, was wir jetzt vorhaben: „Wir wollen ein paar Reisende ansprechen und sie nach ihrem Woher und Wohin befragen. In Wien haben wir uns einen Spaß daraus gemacht, darüber zu spekulieren, was wir da wohl zu hören bekommen." Auszugsweise übersetze ich ihm aus meinen Notizen. - - -

„Ich bin auf dem Weg nach Lomé. Wir bedrucken in Cotonou Stoffe, und drei Tage in der Woche

beliefere ich damit die Märkte in Togo. Ein Teil unserer Produktion geht auch mit dem Schiff von Lomé aus weiter, bis nach Senegal.“ -

„Ich komme oft hier über die Grenze. Mein Vater lebt auf der togolesischen Seite. Ich helfe ihm auf dem Feld. Meine Mutter lebt nicht weit von hier auf der beninischen Seite. Bei ihr wohne ich meistens und hier gehe ich auch zur Schule.“ -

„Ich muss hier umsteigen. Die Taxis fahren nicht über die Grenze. Ich bin aus Togo und fahre jetzt mit einem beninischen Fahrer weiter und bringe eine Kiste mit Küken auf den Wochenmarkt nach Comé.“ -

„Wir sind aus Großbritannien und schauen uns drei Monate lang Westafrika an. Ghana war super! Togo hat uns auch gut gefallen. Als nächstes machen wir jetzt die Küste in Benin.“ -

„Ich bin in Sachen Telekommunikation unterwegs. *Prepaid*-Telephonie. Ich bin für den Vertrieb unserer *credits* in Benin und Togo zuständig. So komme ich relativ oft hier durch. Ich fahre heute noch nach Grand Popo. Morgen Vormittag besuche ich die Credithändler dort in der Umgebung und nachmittags an der *route nationale* bis nach Ouidah.“ -

„Ich bin LKW-Fahrer. Ich habe in Abidjan Milchpulver geladen. Seit zwei Tagen bin ich unterwegs und morgen früh muss ich in Lagos sein.“ - - -

Zu unseren virtuellen Interviews mit Reisenden sagt Emmanuel: „Das könnten schon die typischen Reiseziele sein, mehr oder weniger. Ein paar Details sind freilich unrealistisch. Mit dem LKW bis morgen früh noch bis Lagos zu kommen, geht sich wohl nicht aus. Die Zollformalitäten hier und vor allem an der Grenze zu Nigeria lassen das kaum zu.“ -

„Aber die Grenze ist doch offen?“ -

„Für die Menschen - ja. Aber ihr habt ja die langen Kolonnen geparkter LKWs vor der Grenze gesehen. Der Warenverkehr im großen Stil und die Zollabfertigung sind in Westafrika immer noch langsam.“ -

„Hat das auch mit Korruption zu tun? Müssen die LKW-Fahrer ein Wegegeld abdrücken?“ -

„Ich weiß nicht. Ich glaube nicht. Es hat mit der Sicherheit im Land zu tun. Wir wollen nicht, dass Waffen ins Land kommen. Wir wollen hier keine nigerianischen Zustände.“ -

„Aber als Fußgänger mit kleinem Gepäck kannst du problemlos in Togo einreisen?“ -

„Das ist kein Problem. Ich gehe oft hier über die Grenze. Mindestens zweimal im Jahr fahren wir zu den großen Festen nach Ghana.“ -

„Und weiter drinnen im Land? Wollten sie in Togo schon einmal deinen Ausweis sehen?“ -

„Ich habe noch nie einen Ausweis besessen. Wenn eine Kontrolle kommt, dann sprichst du mit den Polizisten in ihrer Sprache. Dann merken sie, du bist von hier, und dann lassen sie dich passieren.“ -

„Aber uns erginge es anders, oder? Wir könnten nicht einfach nach Togo einreisen?“ -

„Ihr seid doch weiß! Ihr werdet ganz sicher sofort angehalten und nach eurem Pass und Visum gefragt.“ -

„Und wie wäre es bei Sidy?“ -

„Dem sieht man auch an, dass er nicht von hier ist. An den Gesichtszügen sieht man es. Er hat auch keine Narben auf den Wangen, oder Tattoos, die ihn als Hiesigen kennzeichnen würden. *Das* sind unsere Ausweise, hier in Afrika. Aber wenn er gut Fon sprechen würde und dazu den Dialekt der Polizisten, die ihn kontrollieren, würden sie merken, dass er schon lange hier ist, und dann ließen sie ihn wahrscheinlich passieren.“ -

„Und wenn wir als Weiße diese Sprachen sprechen könnten?“ -

„Das gibt es nicht. Die Weißen sprechen grundsätzlich nur Englisch oder Französisch. Vielleicht wären die Polizisten verblüfft, würden sich biegen vor Lachen, und sie ließen euch dann passieren?“ -

„Wie viele Sprachen brauchst du im Kontakt mit den Polizisten und Grenzbeamten, um bis nach

Ghana zu kommen? Wie viele Sprachen sprichst du?“ -

„Ich weiß es nicht - wieviele sind das? Ich spreche Englisch, von den Verwandten aus Ghana her. Französisch nur ein paar Brocken. Dann Fon natürlich, die Mehrheitssprache hier an der Küste. Ein wenig Yoruba, das in Benin da gesprochen wird, wo es schon auf Nigeria zu geht. Dazu noch vier oder fünf lokale Sprachen, manche besser, manche nur in Grundzügen.“ -

„Wow! Wenn jemand sechs oder sieben Sprachen spricht, dann gilt er in Europa als ein Sprachgenie!“ -

„Das können hier alle.“

Bei einigen Bieren erzählt uns Emmanuel dann noch von seinen Reisen, wenn er Verwandten in Togo beim Fischfang hilft oder wenn er die Feste in Ghana besucht, und wie es ist, wenn die Togolesen und Ghanaer und manchmal auch Ivorer auf Gegenbesuch zum jährlichen Voodoofest nach Dovi Condji kommen. So wird es spät und wir kommen nicht mehr zu den geplanten Interviews mit Reisenden.

Als wir aufbrechen, legt Emmanuel die zerknüllten Papierservietten zur Seite, mit denen wir uns nach dem Händewaschen abgetrocknet und die wir bei den Essensresten abgelegt hatten, packt sich die abgenagten Knochen und Gräten, die Saucenreste und übrig gebliebene *pâte* zu einem Päckchen zusammen und steckt sie ein. Für seine Familie, müssen wir feststellen, taugt das noch als abendliche Mahlzeit.

Die beiden Mopedtaxifahrer hatten darauf bestanden, auf uns zu warten und uns auch die achtzehn Kilometer zurück nach Grand Popo zu bringen. Wartezeit würden sie uns nicht berechnen, aber leer zurück zu fahren koste zuviel Sprit und würde sich für sie nicht lohnen. Sie stehen bei ihren Mopeds, scheinen bedrückt zu sein, schauen zu Boden. Der Eine murmelt Emmanuel etwas zu. Emmanuel übersetzt es uns. Unten am Meer, nicht weit von hier, ist heute wieder ein Fischerjunge ertrunken.

(Aného, 2012)

8. Tag: Héwé
Ein Klassenfoto

(Héwé, 2012)

Dorfältester

Der Ausflug nach Héwé könnte heikel werden. Das immer Prekäre am hiesigen Leben mit bedacht - was mag aus den fünfzehn Kindern und Jugendlichen auf dem Klassenfoto aus dem Jahr 2000 geworden sein? Und der Fährmann, der uns damals nach Héwé übergesetzt hatte, war schon vor zwölf Jahren nicht mehr ganz jung. Es ist gut möglich, dass wir heute traurige Geschichten hören und erleben werden, wenn wir mit den Bildern von damals wieder dort einlaufen.

Kaum sonst wo hatte ich bei jener Reise so viel fotografiert wie in Héwé. Der Eintrag aus dem Reisetagebuch von 2000 ähnelt beinahe schon einer Bildergeschichte mit kurzen Texten: -

Ein betreuter Ausflug mit dem Paddel- und Staksboot ans andere Ufer der Lagune nach Héwé. Der Dorfschullehrer, gebürtig von hier, hat studiert in Cotonou und engagiert sich leidenschaftlich in allen Belangen des Dorfes.

Er führt uns, zeigt uns Voodoo-Fetische für Gesundheit, Fischfang, Fruchtbarkeit. Unser Gastgeber Christoph fragt ihn, ob es ihm hier gefalle. Was soll er sagen? Da er noch dort lebt, gefällt es ihm offenbar gut.

Allmählich scharen sich immer mehr Dorfbewohner um uns. Dann sind wir auf einen Palmschnaps zu Gast bei der Familie des Lehrers. Da ich mit dem Fotoapparat herum hantiere, fragt er mich, ob ich ein Foto von seiner Schulklasse aufnehmen könnte?

Danach ist die Stimmung lockerer, gelöst und spontan, obwohl ich die Ergebnisse nicht gleich herausrücken kann. Ein letzter Programmpunkt: Ratzdifatz erklimmt einer eine Palme und erntet Kokosnüsse. Der Lehrer öffnet sie mit der Machete und gibt sie uns zum Essen und zum Trinken.

Meine selbstgedrehten Zigaretten kommen bei den Männern gut an und ich kaum mit dem Drehen nach. Auf dem Rückweg sind drei Dorfbewohner mit in „unserer Fähre". Der Fährmann trägt eine ultracoole Sonnenbrille und steht beim Staksen vorzüglich Modell. - - -

Wir hatten Emmanuel die Fotos aus seinem Nachbardorf vorgelegt und ihn gefragt, ob er die Leute kennen würde und etwas über ihren Werdegang wisse. Den Fährmann hatte er erkannt, den Lehrer auch. Der Fährmann wäre allerdings kein Fährmann mehr, der Lehrer nicht mehr Lehrer. Und beide würden sie nicht mehr in Héwé leben. Aber Emmanuel könne es für uns organisieren, hatte er uns angeboten, dass wir uns mit den beiden an der Stelle treffen, wo die Fährboote nach Héwé ablegen.

Unser Ausflug nach Héwé wurde dann tatsächlich eine emotionale Achterbahnfahrt, wenn auch nicht ganz so schlimm wie in unseren *worst case scenarios* befürchtet.

Antoine Papaïlo und „Le Professeur“, 2012

Der Fährmann wird von allen nur „Le professeur“ gerufen. Aus Altersgründen hat er vor einigen Jahren damit aufgehört, Boote über die Lagune zu staksen. Er ist immer noch das sonnige Gemüt, als das ich ihn in Erinnerung habe, und treibt ständig seine Scherze. Über sein großes Portrait, das ihn auf dem Boot in Aktion zeigt, freut er sich riesig. Das ist auch nicht verwunderlich, denn er sieht darauf ja in der Tat, wie auch die Umstehenden nicht umhin können, zu bemerken, ultracool aus. Gleich klemmt er sich die Bildtafel unter den Arm und entschuldigt sich. Sein Haus wäre nur ein paar Ecken weiter, und er wäre gleich wieder da. „Halt! Stop!“ sage ich. „Die Bildtafel brauchen wir noch!“ Es schwant ihm gleich, was das bedeuten soll. „Dann soll ich heute noch einmal für euch ... für ein neues Foto? ... Okay, ich mach's. Ich mache das gern. Das Bootfahren hat mir eh schon ungeheuer gefehlt in letzter Zeit.“ Nach dem Ablegen nimmt er sich für ein paar Meter die Stange von dem jungen Bootsmann zur Hand. Kurz ist er etwas wackelig auf den Beinen, aber dann macht er doch wieder eine gute Figur.

Dem echten „Professeur“, Antoine Papaïlo, dem früheren Lehrer in Héwé, jetzt notgedrungen wieder Fischer, ist die Anspannung während der ganzen Zeit anzumerken. Er ist nicht im Guten aus dem Dorf und von der Schule geschieden. Nach den Gründen befragt, hält er sich bedeckt. Emmanuel steckt es mir zu: Nach einem Machtwechsel im Dorf wäre Antoine nicht mehr in der richtigen Partei gewesen. „Oh, das kenne ich“, flüstere ich zurück. „So etwas haben wir in Österreich auch.“

Als wir nach dem Übersetzen das Dorf betreten, kommen wir an einer Bar vorbei. Einige Männer sitzen davor und betrachten uns nicht mit den freundlichsten Blicken. Dann muss das wohl diese andere Partei sein. Antoine ermahnt uns, zügig weiter zu gehen.

Wir werden bei einem der Dorfältesten vorstellig und bitten ihn um die Erlaubnis, das Dorf zu besichtigen und neue Fotos zu machen. Er gibt sie uns, unter der Bedingung, dass ich auch ihn fotografiere und ihm ebenfalls solch eine großes Portrait zukommen lasse. Ich mache also das Foto, und wenn ich wieder nach Héwé kommen sollte, denke ich hoffentlich daran und bringe ich es ihm mit.

Ein großer Stein fällt uns vom Herzen: Alle Schüler auf dem Klassenfoto sind am Leben und wohlauf. Fünf sind gerade im Dorf. Einer ist leider verhindert, aber die anderen vier werden später zur Schule kommen und werden uns dann erzählen, was aus den fünfzehn Kids auf dem Foto geworden ist.

Eine Bildtafel von 2000 zeigt ein kleines Haus und davor einen sonnigen Innenhof. Hier scheint die Zeit stehen geblieben zu sein. Nichts hat sich verändert. Der Besitzer des Hauses und ein Nachbar kommen hinzu. Ich mache ein Foto von ihnen mit der Bildtafel in Händen. Danach kommen die Mutter des Hauses und eine Nachbarin dazu. Die ältere Dame sieht sich das Bild an, lacht laut auf, nimmt sich Silvia zur Seite, und sagt: „Da haben wir den Beweis! Seit zwölf Jahren sagt er, dass er den rostigen Fensterladen reparieren will. Seit zwölf Jahren hängt der so herunter! - Schau es dir an!“ ruft sie ihrem Mann zu. „Seit zwölf Jahren!“ Die Zeit ist hier tatsächlich stehen geblieben. Oder ist sie vergangen wie im Flug? Jedenfalls verspricht der Mann mit einem Grinsen im Gesicht, dass er sich bald um den Fensterladen kümmern wird.

Der reparaturbedürftige Fensterladen, 2000 und 2012

Das Paar lädt uns ein, sein Haus zu besichtigen. Von einer kleinen Diele, die auch als Kochraum dient, geht es in den Wohnraum der Familie. Es riecht ein wenig streng, denn der zweite, hintere, ebenso große und fensterlose Raum des Hauses beherbergt die Ställe. Der Mann zeigt uns seine Agoutizucht. Vor zwölf Jahren hatte ich einmal Agouti gegessen. Es war ganz okay. Es schmeckte ähnlich wie Kaninchen. Aber inzwischen scheinen die großen Nagetiere, verwandt mit den Stachelschweinen, jedoch ohne Stacheln, aus der Mode gekommen zu sein. Denn bis zum Ende der Reise - ich greife hier vor - werden wir Agouti auf keiner Speisekarte mehr finden. (Es kann freilich sein, dass wir trotzdem irgendwo Agouti vorgesetzt bekamen, ohne es zu wissen. Geschadet hätte uns das nicht.)

Voodoo-affine Ziegen, 2012 (l.) und 2000

Die nächste Bildtafel zeigt eine kleine steinerne Hütte, in der der Fetisch des Dorfes zu Hause ist. Die Mauern wurden mittlerweile rosarot getüncht. Das Strohdach sieht eingefallen aus und könnte eine Neuauflage vertragen. Hier zeigen sich wieder die Tücken der Flora bei solchen Vergleichsbildern: Auf dem Bild von damals stand ein junger Baum gleich beim Fetisch und ein zweiter, größerer gab im Vordergrund den Rahmen ab. Der erstere ist so groß geworden wie damals der zweite, den zweiteren hingegen gibt es nicht mehr. Dies erschwert die Suche nach der Perspektive von damals ganz ungemein, und als sie dann gefunden ist, sieht es aus dieser Blickrichtung heute ganz anders aus. Die Fauna hingegen ist absolut die gleiche: Damals war eine Ziege vor der Hütte des Fetischs herum gestreunt, und heute streunt wieder eine da herum. Ich denke mir, das wird der Geist des Fetischs sein, seit damals mehrfach reinkarniert in mehreren Generationen von dort ständig herumflanierenden und die Vorgänge im Dorf unauffällig im Auge behaltenden Ziegen.

So nah am Fetisch fällt, was wir da treiben, in den unmittelbaren Zuständigkeitsbereich der beiden Voodoopriester des Dorfes. Sie kommen hinzu. Antoine erklärt ihnen, was wir da machen. Ich füge an, dass ich sie gerne vor dem Haus des Fetischs fotografieren möchte. Sie sind einverstanden. Antoine merkt an, dass ihnen ein würdevolleres Outfit - denn wir haben den einen aus seiner Mittagsruhe gerissen und er ist beinahe nackt - gut zu Gesicht stehen würde. So geht er kurz weg und zieht sich an. Nachdem ich die Voodoopriester fotografiert habe, gehen wir wie verabredet zur Schule.

Außer den Vieren, die auf dem Klassenbild zu sehen sind, sind noch weitere junge Leute da, und es ist schön mitzubekommen, dass Antoine nicht bloß bei seinen ehemaligen Schülern noch einen dicken Stein im Brett hat, sondern auch bei der ganzen Jugend im Dorf beliebt ist. Wir tragen dann zusammen, was aus den Kids auf dem Foto geworden ist, und ich mache mir Notizen. Als ich wiederholt nicht weiß, wie die Namen geschrieben werden, darum bitte, sie mir zu buchstabieren und trotzdem noch einen Namen fehlerhaft aufschreibe, geht mit Antoine der gestrenge Lehrer durch: Wo ich bloß mein miserables Französisch her hätte? Ob es denn wirklich so schwierig sei, einen einzeln buchstabierten Namen korrekt hinzuschreiben? - - -

Einige Zeit später, wieder zurück am anderen Ufer der Lagune, geht es ans Bezahlen. Silvia will die üblichen 20.000 Francs C.F.A. aushändigen, was etwa 30 Euro entspricht oder vier normalen Tageslöhnen, beziehungsweise zwei ganz stattlichen für Antoine und den Professeur. Antoine ist unübersehbar unzufrieden. Auf unser Nachfragen bestätigt er: „Es hätte mehr sein dürfen." Eine Frau aus seinem Dorf wäre krank und müsste operiert werden. Dafür bräuchte es Geld. Im Grunde sei er nur wegen ihr mit uns nach Héwé gegangen. Mit 130.000 Francs könnten wir ihr das Leben retten, und 20.000 seien jedenfalls viel zu wenig.

Silvia rechnet kurz durch. „130.000 - das wäre unser Reiseetat für fast zwei ganze Tage, mit Hotel, Auto, Fahrer und allem drum und dran. Das geht sich beim besten Willen nicht aus." -

„Dann frage ich mich aber schon, für wen ihr das eigentlich macht, euer Projekt?" Antoine wird scharf im Ton. -

„Lasst mich dazu etwas sagen." Bis jetzt hatte ich mich in Silvias Finanzressort

nicht einmischen müssen. „Das Projekt ist gedacht für alle auf der Welt. Für die Europäer, um ihnen zu schildern, wie es hier ist, um sie vielleicht zu animieren, hierher zu kommen und sich selbst ein Bild zu machen. Und für die Leute hier. Indem wir versuchen, ernsthafte Diskussionen zu führen und gemeinsam nach Lösungen zu suchen für die großen Probleme hier und auf der Welt. Indem ich auch mit Kritik dabei nicht hinter dem Berg halte. Denn nur wenn ich jemanden kritisiere, nehme ich ihn ja wirklich ernst. Lass mich jetzt dich, Antoine, kurz kritisieren: Wenn du uns von dieser Frau berichtest, dann bewegt uns das und schockiert uns das. Jeden normalen Menschen wird das anrühren, und wir legen auch gerne, soweit wir es vermögen, noch Geld drauf. Aber wenn du diesen moralischen Druck aufbaust, um deiner nicht gerade kleinen Forderung Nachdruck zu verleihen, dann wirft das auch immer einen Schatten auf unsere Beziehungen, und es behindert das Entstehen von wirklichen Freundschaften. Ich habe das schon oft so erlebt. Siehst du denn wirklich, wo du Weiße siehst, nur noch die Dollarzeichen? Wir Weißen kommen uns dabei alsbald nur noch als reine Melkkühe vor, und du solltest vor allem auch eines mitbedenken: Selbst wenn wir jetzt alles geben würden, was wir haben, so wäre das bei weitem nicht genug! Was ist, wenn wir im nächsten Dorf wieder von solch einem Schicksal hören? Und im übernächsten wieder? Wo bleibt da die Gerechtigkeit, wenn wir dann beim zweiten oder spätestens dritten Mal wirklich nichts mehr geben können? Der eine war einfach rein durch Zufall schneller, und der andere hat Pech gehabt und schaut durch die Finger? Das Mitleid, hat einmal ein kluger Mensch gesagt, ist nie genug. Nein, es muss sich grundsätzlich etwas ändern auf der Welt!“ -

„Dann mach das doch! Ich finde es gut, wenn du mit deinem Projekt die Welt verbessern willst. Nur kann meine Nachbarin darauf leider nicht warten.“

Wir kamen nicht auf einen grünen Zweig und schieden nicht als beste Freunde.

Emmanuel

„Seit zwölf Jahren sagt er, dass er den Fensterladen reparieren will.“

Die Hütte des Fetischs, 2012 (l.) und 2000

NVTC
24

ONVIT
COMEY

v.l.n.r.: **Emmanuel Mehou,** heute Fischer, Héwé, würde gerne eine Ausbildung machen; **Agnesa Mehou,** Héwé, heute Bäuerin und Mutter, ein Kind, möchte Coiffeuse lernen; **Sylvain Mehou,** heute Schneider in Héwé; **Albert Mehou,** heute Autolackierer in Cotonou; **Ayaba Sylvie Soglo,** heute Coiffeuse in Lomé; **Théodore Aklinou,** heute Schüler in der Abschlussklasse, Héwé; **Marthial Atiogbé,** heute Schüler in der Abschlussklasse, Héwé; **Pelagie Akueson,** heute Kameramann in Cotonou; **Ignase Mehu,** heute Fließenleger in Cotonou; **Wilfried Kouhè,** heute Student in Cotonou; **Christophe Dégboui,** heute Männer- und Frauencoiffeur in Cotonou; **Ghelvè Togboé,** heute Automechaniker in Cotonou; **Kofi Elias Mehou,** heute Bauarbeiter in Cotonou; **Eric Tossou,** heute arbeitslos in Héwé; **Nadège Samey,** will Schneiderin werden, in Héwé.

The next generation (Héwé, 2012)

9. Tag: Cotonou (2)
Reich und arm

Die Residenz des deutschen Botschafters, Cotonou, 2012

Freitag, 6. Oktober 2000: Mit dem Taxi-Brousse fahren wir zurück nach Cotonou, auch wegen des Events heute abend, bevor es morgen mit dem Zug in den Norden des Landes geht. Der Event ist der Empfang des deutschen Botschafters zum „Tag der deutschen Einheit", zu dem alle im Benin lebenden Deutschen, also auch unser Gastgeber Christoph und seine Familie eingeladen sind. Da wir fast ungehörig bald einlaufen, können wir das Defilée beobachten von Botschaftern aus aller Herren Länder, die mit ihren Limousinen in den Garten fahren, von lokalen Größen und von Deutschen, die es irgendwie geschafft haben, dem Krawattenzwang zu genügen. Ein afrikanisch-deutsch gemischter Chor intoniert die deutsche Nationalhymne ...

Zwölf Jahre später. Ein Tonbandprotokoll. Aus dem Interview mit dem deutschen Botschafter in Cotonou Hans-Jörg Neumann, in seiner Residenz: -

Hans-Jörg Neumann: Wenn Sie mitschneiden, was meine Kommentare zu Benin anbelangt, dann werde ich nicht so kritisch sein. Dann werde ich viel allgemeiner sein. Viel diplomatischer.

Victor Halb: Das ist klar. Dann machen wir es so: Wir fangen mit einem diplomatischen, einem offiziellen Teil an, und hinterher können wir uns überlegen, ob wir den Rekorder abstellen und uns noch privat weiter unterhalten. Einverstanden? Gehen wir es an: Vor zwölf Jahren haben wir einen Freund aus Deutschland hier besucht. Er war als Entwicklungshelfer in Benin und wie alle deutschen Staatsbürger zum Tag der deutschen Einheit hierher eingeladen und hat uns mitgenommen. Wenn Sie mir die erste Frage beantworten könnten: Ob es diese Empfänge zum Tag der deutschen Einheit noch gibt?

Hans-Jörg Neumann

HJN: Ja. Der Tag der deutschen Einheit ist für die deutschen Vertretungen in der ganzen Welt ein Schaufenster, das heißt an dem Tag wollen wir unser Land präsentieren und mit den überwiegend einheimischen Gästen, aber auch mit den hier lebenden Deutschen gemeinsam feiern, den Tag feierlich begehen, und entsprechend sind wir das Geburtstagskind an diesem Tag. Wir nutzen diesen Anlass für einen vergleichsweise großen Empfang. Der Tag der deutschen Einheit ist mit der größte hier überhaupt. Es sind ja nur relativ wenige Ländervertretungen hier, fünfundzwanzig insgesamt. Alle anderen

Länder sind meistens nur nebenakkreditiert hier, das heißt der Botschafter sitzt in Nigeria oder an der Elfenbeinküste, und die feiern dann eben nicht so. Wir hatten jedes Jahr, ohne Ausnahme, diesen großen Empfang. Der übliche Ablauf ist so, dass ungefähr gegen 19 Uhr 30 die Gäste eintreffen. Anschließend dauert es knapp eine Stunde, bis mit dem Abspielen der Nationalhymnen der offizielle Teil beginnt. Dann hält der Gastgeber, der Botschafter eine Rede, dann der Leiter der beninischen Delegation, das war an diesem 3. Oktober der Außenminister. Anschließend wird eine große Torte in Form einer Deutschlandfahne angeschnitten, ein Glas Sekt dazu getrunken, und danach unterhalten sich die Gäste untereinander. Hier haben wir noch die schöne Sitte, weil wir auch viele junge Leute einladen, dass irgendwann gegen zehn, halb elf das Tanzen anfängt. Der letzte Gast ging diesmal so gegen Mitternacht. Das war also ein relativ langes Fest, fing sehr offiziell an und entwickelte sich langsam zu einer Art Party.

VH: Damals waren alle Deutschen eingeladen. Und dazu beninische Offizielle und das diplomatische Korps?

HJN: Das war hier auch ganz genau noch so der Fall. Es gibt Länder, in denen es unmöglich ist, alle Deutschen einzuladen. Hier, in einem Land, wo wir so ungefähr zweihundert, zweihundertfünfzig Deutsche haben, haben wir ungefähr zwei Drittel von ihnen einladen können, also alle, die im Auftrag der Bundesrepublik hier sind, wie die Entwicklungshelfer, und dazu die deutschen Geschäftsleute, die hier aktiv sind. Weiterhin kamen die Würdenträger des diplomatischen Korps. Und mir war es auch relativ wichtig, dass ich Beniner eingeladen habe aus dem Bereich Kultur, aus dem Bereich Sport, junge Leute. Wir hatten einen dreißigköpfigen Chor, der die Nationalhymnen gesungen hat, das waren auch ganz normale Beniner, die eben nicht zur Elite gehörten, und dadurch hat's eine sehr schöne Mischung gegeben von Jung und Alt, von Beninern, die Funktionsträger waren und Beninern, die ganz normale Leute waren. Also ich fand das eine angenehme Mischung.

VH: Dann wollte ich Sie fragen: Wenn man einem durchschnittlichen Deutschen etwas von Benin erzählt, wird er wahrscheinlich nach wie vor gar nicht wissen, was das ist, Benin. So ein relativ kleines, unbekanntes, wirtschaftlich relativ unbedeutendes und historisch nicht sehr in den Vordergrund getretenes Land wie Benin - wie würden Sie die offizielle Position von Deutschland gegenüber Benin formulieren? Warum ist es wichtig, hier eine Botschaft und nicht bloß einen Honorarkonsul zu haben?

HJN: Die Bundesrepublik hat grundsätzlich die Politik, überall in Afrika vertreten zu sein. Wir sind in fast allen der mittlerweile vierundfünfzig Staaten vertreten, weil uns Afrika wichtig ist, weil Afrika für uns potentiell ein Wirtschaftspartner ist. Einige Länder sind es schon sehr, denken Sie an Südafrika oder Nigeria. Andere Länder wie Benin - das haben Sie mit Recht gesagt - spielen für unsere Außenwirtschaft noch eine vergleichsweise geringe Rolle. Andererseits ist Benin ein Land, in dem die Demokratie weiter ist als in vielen anderen afrikanischen Ländern, und wir wollen mit unserer Anwesenheit hier auch honorieren, dass Benin auf dem Weg der Demokratie Fortschritte gemacht hat, und damit den anderen afrikanischen Staaten signalisieren: Wenn es bei ihnen *good gouvernance* gibt, wenn die demokratischen Spielregeln eingehalten werden, dann ist Deutschland gerne bereit, bei der Entwicklung des Landes zu helfen. Pro-Kopf-mäßig ist Benin sogar besonders gut bedacht worden. Wir haben seit 1960, seit Benin unabhängig ist, bald eine Milliarde Euro in das Land gesteckt und werden auch weiterhin an der Seite Benins bleiben als einem der Länder, die von uns gefördert werden. Die Entwicklungshilfe ist ein Hauptgrund, warum wir hier sind, natürlich auch, um Deutschen zu helfen, die unsere Hilfe brauchen, natürlich auch, um deutschen Geschäftsleuten die Türen zu öffnen, damit sie hier in den Markt kommen.

VH: Könnten Sie die Schwerpunkte der Entwicklungshilfe kurz umreißen?

HJN: Wir haben drei Schwerpunkte. Das sind der Landwirtschaftssektor, Wasser und Abwasser und die Dezentralisierung. Dezentralisierung deshalb, weil wir glauben, dass ein Land sich vor allem dann demokratisch entwickeln kann, wenn auch die kleineren Gemeinden politisches Mitwirkungsrecht haben. Wir bilden Stadtverordnete aus in kleinen Kommunen. Benin war sehr zentralistisch organisiert, ähnlich wie Frankreich. Von der Kapitale aus wurde alles verwaltet, und wir helfen den Beninern, die den Wert der Dezentralisierung anerkannt haben, dass die Kommunen a) Gelder bekommen und b) damit auch umgehen können. Denn in den siebenundsiebzig Kommunen Benins gibt es noch viele, die als Stadtverordnete gewählt wurden und vergleichsweise wenig Erfahrung damit haben. Wir engagieren uns auch ein bisschen im Bereich Gesundheit, aber hier haben sich die Geber die Felder aufgeteilt. Andere Staaten wie Belgien, Niederlande, USA, Schweiz haben sich andere Sektoren gesucht. In einigen haben wir Überschneidungen, aber wir haben eine sehr enge Zusammenarbeit, so dass wir jeweils immer wissen, was die anderen machen.

VH: Der Freund, den wir damals besucht hatten, war Entwicklungshelfer im Brunnenbau. Das Brunnenbauprojekt gibt es auch weiterhin?

HJN: Das fällt in den Bereich Wasser und Abwasser. Die Kreditanstalt für Wiederaufbau ist für die Finanzierung zuständig. Von der Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit hingegen kommt die praktische Hilfe. Das sind die Männer vor Ort, die den Bauern erklären, wie man am meisten aus dem Boden herausholen kann, wie man am besten den Transport und die Lagerung macht. Die Praktiker von der GIZ sind auch beim Brunnenbau diejenigen, die sagen, hier lohnt es sich, einen Brunnen hinzubauen, und die dann auch mithelfen, dass diese Brunnen gegraben werden. Das sind in der Tat Projekte, die weiter hoch aktuell sind. Denn man muss wissen, dass ein Großteil der Menschen in diesem Land keinen Wasserhahn hat im Haus, sondern es gibt da noch die allgemeine Wasserstelle, zu der alle Menschen in den Dörfern gehen und mit ihren Behältern das frische, saubere Wasser holen. Mit diesen Brunnen, die wir nach wie vor bohren, leisten wir Erhebliches hier, nicht nur für die Ernährung, sondern auch für die Gesundheit.

VH: Beim Surfen im Internet habe ich festgestellt, dass es auch viele private Hilfsinitiativen gibt. Aus dem Internet kann ich nicht beurteilen, wie aktiv die sind, ob das Eintagsfliegen sind oder ob sie kontinuierlich arbeiten. Außerdem frage ich mich, ob sich da generell etwas verlagert hin zu mehr Privatinitiative? Es ist ja oft zu hören, dass die Entwicklungshilfe in den Industriestaaten gekürzt wird.

HJN: Zum Einen ist das sehr zu begrüßen, denn das ist Von-Mensch-zu-Mensch-Hilfe. Wir haben mehrere Gemeinden in Deutschland, die hier eine Art Partnergemeinde haben. Die besuchen regelmäßig das Land. Die zeigen den Menschen draußen, dass eben nicht nur die Regierung, sondern auch Privatorganisationen mithelfen. Diese Nicht-Regierungs-Organisationen sind oft viel flexibler als wir. Die gehen zu den einzelnen Menschen, bringen containerweise Dinge mit, die hier gebraucht werden. Wenn diese Organisationen ins Land reisen, ist jeder Einzelne dann auch ein kleiner Botschafter. Über die vielen kleinen Initiativen, die uns alle zugerechnet werden - allerdings auch das Negative, wenn eine dieser Initiativen einmal Mist baut - bin ich hoch erfreut. Je mehr hierher kommen und helfen, desto besser für dieses Land, desto besser für unser Bild. Es gibt auch Eintagsfliegen, ja, Projekte aus drei, vier Leuten, die aus irgend einem Grund einen besonderen Bezug zu Benin haben, und wenn die sich, aus welchen Gründen auch immer, zurückziehen, passiert

es manchmal, dass auch das ganze Projekt im Sand verläuft. Aber im Großen und Ganzen bin ich mit den Initiativen der NGOs hoch zufrieden.

VH: Da drängt sich aber auch die Frage auf: Wenn die Bundesrepublik bereits seit 1960 kontinuierlich hier Entwicklungshilfe leistet, beinahe schon eine Milliarde Euro und pro Kopf mehr als in vielen vergleichbaren Ländern, und es dazu auch noch viele privaten Initiativen gibt - warum rangiert Benin dann im World Development Index der UNO immer noch fast am Ende der Skala? Was ist da schief gelaufen? Was läuft da schief?

HJN: Ja, da wären wir jetzt an dem Punkt ...

VH: Soll ich den Rekorder ausschalten? Also gut. - - -

Am Abend sitzen wir mit Richard und Souley, unseren Helfern in Cotonou, auf der Dachterrasse einer gut besuchten Bar. Bunt gefärbte Glühbirnen und Kerzen auf den Tischen beleuchten das Ambiente. Der Verkehr drunten auf der Straße ist jetzt doch weniger geworden.

Ich erzähle, wie es mir nach dem Empfang 2000 zum Tag der deutschen Einheit weiterhin ergangen ist: „Die anderen sind nach Hause gegangen. Ich wollte noch in die Stadt, einen trinken. Der Weg ist ja nicht weit. Ein junger Mann kam mir entgegen, sprach mich an: `Bonsoir, Monsieur!´ und gab mir die Hand. Und hielt sie fest. Plötzlich waren zwei weitere Burschen hinter

mir und umklammerten mich, sodass ich mich buchstäblich nicht mehr rühren konnte. Sie schoben mich in den Schatten. Dort hielten sie mich weiterhin fest und die beiden hinter mir durchsuchten meine Hosentaschen. Sie haben mir meine Zigaretten abgenommen, mein Feuerzeug und ungefähr 10.000 Francs. Dann haben sie mich ermahnt, ruhig zu bleiben, und ließen mich los. Bevor sie wegrannten, hatte ich sie noch angerufen: `Frères! Brüder!´ und sie gefragt, ob sie mir nicht das Geld für ein Mopedtaxi lassen könnten. Sie hatten es nicht getan, aber das mag verdeutlichen, dass ich zu keinem Zeitpunkt wirklich Angst um mich hatte. Es waren keine Waffen im Spiel. Ihr professionelles Vorgehen ließ gar nicht die Möglichkeit, dass es zu einer gewaltsamen Auseinandersetzung hätte kommen können. Nicht, dass ich nicht am ganzen Körper gezittert hätte hinterher. Wenn man so auf Gedeih und Verderb plötzlich jemandem ausgeliefert ist, dann ist das schon ein Schock. Aber in Hinsicht auf die Vermeidung körperlicher Gewalt, muss ich sagen, war ihr Vorgehen vorbildlich! Sehr soft. Fast zärtlich. Fast zart." -

„Du bist zu Fuß nachts von der Residenz des deutschen Botschafters in die Innenstadt gegangen? - Du hast es provoziert", sagt Richard. -

„Ich war für den Empfang passend gekleidet, im weißen Hemd, und ich muss hundert Meter weit zu sehen gewesen sein. Ich war naiv. Ja, vielleicht habe ich es provoziert." -

„Du hättest ein Mopedtaxi nehmen können." -

„Das verhindert solche Situationen aber auch nicht unbedingt", sagt Sidy. Gestern abend war er mit Richard und Souley noch um die Häuser gezogen. In einer finsteren Straße waren ihre Zemidjanfahrer von jungen Bengels angehalten und um einen Wegzoll erleichtert worden.

„Aber persönlich bedroht, hast du gesagt, fühltest du dich dabei nicht. Kann es nicht sein", frage ich unsere einheimischen Gewährsleute, „dass es hier weiterhin ein ausgeprägtes Tabu gibt, körperliche Gewalt anzuwenden, so dass selbst diese Überfälle im allgemeinen relativ friktionsfrei abgehen?" -

„Es ist schon gefährlich", sagt Richard. „Es ist nicht wie in Südafrika, wo du gleich tot bist. Aber es wird auch hier immer härter. Es gab den Fall, wo eine Belgierin ihren Rucksack nicht loslassen

wollte und in den Arm gestochen wurde. Sie hat viel Blut verloren, musste ins Krankenhaus und kam knapp mit dem Leben davon.“ - - -

Immer wieder, wenn von den Banditen in Cotonou die Rede ist, werden wir von dieser Belgierin hören. Ihr Fall sticht heraus aus einer Vielzahl von Vorkommnissen, in denen es ohne Blutvergießen abging. Er scheint mir die abschreckende Ausnahme von der Regel zu sein. Unter der Hand, scheint mir, dient ihre Geschichte auch als Warnung davor, sich in solchen Situationen dummerweise noch zu widersetzen. Dann wird es schon gut gehen, in der Regel. Cotonou ist nicht Südafrika. Gefährlicher noch, hörten wir, ist es nachts auf den Landstraßen im Norden. Dort hätte es bei Überfällen auch schon Tote gegeben. Aber wer bitte fährt schon nachts auf einer Landstraße im Norden? - - -

Am Morgen nach dem Empfang und nachdem ich vor zwölf Jahren ausgeraubt worden war, waren wir mit dem Zug nach Parakou gefahren, in den Norden des Landes. Den Zug gibt es nicht mehr. Erst musste die eine Lok aus Altersgründen stillgelegt und die Frequenz auf der einzigen Eisenbahnstrecke des Landes auf eine zweitägige halbiert werden, dann gab es 2007 mit der letzten verbliebenen Lokomotive einen schweren Unfall mit mehreren Toten. Seither ist der Zugverkehr eingestellt. Drum konnten wir die Zugreise also nicht wiederholen, hatten den Botschafter gleich bei unserem ersten Aufenthalt in Cotonou interviewt, und fuhren statt mit dem Zug direkt von Grand Popo aus mit dem Auto nach Norden.

(Cotonou, 2012)

10. Tag: Abomey Weltkulturerbe

(Abomey, 2012)

Ein 5-Sterne-Touri-Hotspot! - Einen Besuch in der alten Königsstadt Abomey sollten Sie sich keinesfalls entgehen lassen! Seit 1985 zählen die Königspaläste in Lehmbauweise zum UNESCO-Weltkulturerbe. Ein Jahr zuvor waren sie bei einem Tornado schwer beschädigt worden. Zuerst standen sie deshalb auch auf der „Roten Liste“ bedrohter Kulturgüter. Mit Geldern der Weltkulturorganisation werden sie seither *peu à peu* wieder instand gesetzt. Die Paläste von Ghezo beherbergen seit 1943 das Geschichtsmuseum der Stadt. Ein weiteres beliebtes Besuchsziel sind die ehemaligen Paläste des legendären Königs Behanzin. Mehrere Voodootempel, ein Markt für Voodoobedarf und als Geheimtipp der „Statuenwald“ beim Hotel „Chez Monique“ runden das reichhaltige touristische Angebot ab. - - -

Wir gehen ins Geschichtsmuseum der Stadt.

Im 16. Jahrhundert ließ sich das Volk der Fon, das aus unbekannten Gründen aus Burkina Faso abgewandert war, im heutigen Benin nieder. Angeführt wurde es von vier Brüdern. (1) Die vier Brüder begründeten die vier königlichen Dynastien von Dahomey. Seither führten sie in wechselnden Bündnissen fast ununterbrochen Krieg gegeneinander und versuchten, das jeweils eigene Territorium auf Kosten der anderen zu erweitern. Die Dynastie von Abomey hatte dabei auf Dauer am Besten abgeschnitten.

Jeder neu gekrönte König in Abomey hat die Pflicht, zwei neue Paläste zu errichten: einen Inneren, der nur vom König, seinen Frauen, den höchsten Priestern und dem engsten Hofstaat betreten werden darf, und einen Äußeren mit einem großen ummauerten Aufmarschplatz, der bei Audienzen und zu den großen religiösen und militärischen Zeremonien auch für die Bewohner der Stadt geöffnet wird.

In den Palästen von Ghezo, dem heutigen Geschichtsmuseum, sind alle elf Throne der bisherigen Herrscher bis hinauf zu Glele, der heute im Amt ist, in chronologischer Folge und mit Jahreszahlen versehen aufgestellt. Einer steht auf vier Totenschädeln. Auch sonst spart das Museum nicht mit blutigen Details, die den Charakter der Dynastie veranschaulichen, deren ökonomische Basis von Anfang an die kriegerische Unterwerfung der Nachbarvölker und ihre Versklavung war, und ab dem 18. bis spät ins 19. Jahrhundert hinein auch der Verkauf von Sklaven an die Europäer.

Die Insignien der blutbefleckten Herrschaft zu fotografieren verbietet mir der uns beigestellte Guide. Nichts solle dadurch verheimlicht werden, versichert er uns. Aber der öffentliche Palast des amtierenden Königs

(1) Schwestern gab es auch. Aber die sind während der Wanderung alle verstorben, beziehungsweise sonst irgendwie verloren gegangen.

Glele befinde sich ebenfalls auf dem Museumsgelände, und zur Aufrechterhaltung der sakralen Würde bei dessen Zeremonien hätte sich ein Fotografierverbot wegen der oft sehr zahlreichen Touristen als unumgänglich erwiesen.

Als wir an der UNESCO-Plakette vorbei wieder ins Freie treten, beklage ich mich trotzdem über die Zensur. Was haben wir da eben besucht, frage ich mich. Ein Museum, Kulturerbe der Menschheit, mit Relikten aus einer glücklicherweise überwundenen Epoche? Oder den Palast eines geistlichen und weltlichen Führers, der auch weiterhin im Amt ist? Beides zusammen, würde ich meinen, verträgt sich schlecht. -

„Noch einmal!“ Sidy knüpft an unsere Diskussionen über die Rolle der Könige von Dahomey an. „Angesichts der militärischen Überlegenheit der Europäer hatten die Könige keine andere Wahl, als mit den Sklavenhändlern zu kooperieren. Wenn sie nicht so gehandelt hätten, wie sie gehandelt haben, kennten wir heute wahrscheinlich nicht einmal mehr ihre Namen! Manche haben trotzdem auch Widerstand geleistet. Der König Behanzin führte Krieg gegen die Franzosen. Lasst uns zu den ehemaligen Palästen des Königs Behanzin gehen!“ - - -

LOB DES BEHANZIN

Ewig Ruhm und Ehre seien Dir, oh unbeugsamer Behanzin!
Nicht wie Toffa, der verfeindete König Port’ Novos, hast Du die Fremden gebeten ins Land.
Cotonou ist genug, und sie mögen es nutzen; nie brachst Du der Väter Vertrag.
Doch der Gier der Franzosen war genug nie genug und sie wollten Dein Reich Dir entreißen.
Du versammeltest Heere und führtest sie an und tratest den Feinden entgegen.
In der Stadt zu Dogba, im 92-er Jahr, da sah’n sie sich morgens umzingelt.
Deine Tausenden Kämpfer und Amazonen, Dir treu, vergossen das Blut vieler Feinde.
Die Mitrailleusen jedoch, dort in Stellung gebracht, ließen das Schlachtenglück sich schließlich wenden.
Zu Poguessa alsdann, in Adégo und Cana wurden weitere Schlachten geschlagen.
Mal verfolgten sie Dich, mal bedrängtest Du sie, doch dann wollten sie Abomey nehmen.
Als Du sahst, dass das nicht zu verhindern war, branntest Du Abomey vorher noch nieder.
Und gejagt wurdest Du mit Deinen Getreu’n beinah noch für sechs ganze Monde.
Verblüfft war der Feind, als Du nach dieser Zeit eines Morgens sein Lager betratst.
So überraschtest Du sie und begehrtest recht forsch ihren König sofort zu sprechen.
Doch sie brachten Dich fort und sie schifften Dich ein und verbannten Dich in die Karibik.

Im Fort de Tartenson dort, auf Martinique, verlangtest Du stets Deine Rückkehr.
An Deputierte schriebst Du, appelliertest, gabst ein, und empfingest oft Journalisten.
Doch nach Jahr'n erst, da nahmen sie von Dir den Bann und sie ließen Dich auf ein Schiff.
Nach Bordeaux ging die Reise. Du fuhrst nach Marseilles und dann endlich: Afrikanischer Boden.
In Algerien wurdest Du lungenkrank. Du starbst. Wardst in Algier begraben.
Nach Jahrzehnten brachten sie heim Dich nach Dahomey.
Dir zur Seit' stand Dein Volk, steht es immer!

Bei unserem Rundgang durch die Stadt sehen wir völlig verfallene Lehmpaläste, leidlich instand gesetzte, in denen heute zum Beispiel Voodookulte, Naturheiler oder Kunsthandwerker zu Hause sind, und hübsch wieder aufgebaute, mit einer Plakette der UNESCO am Eingangstor. „Ein merkwürdiges Erbe der Menschheit, wie sich die Macht der Könige hier manifestiert", sage ich. „Da braucht's gar keinen Sturm - auch ohne Tornado gibt's nach jeder Regenzeit immer genug zu tun. Auf dass den Sklaven nicht fad wird. Und mit jedem neu gekrönten König kommen zwei Paläste hinzu. Eine nachhaltige Arbeitsbeschaffungsmaßnahme - muss man schon sagen."

Wir stehen bei der überlebensgroßen Statue des Königs Behanzin. Eine Keule in der Rechten, tritt er mit abwehrend erhobener Linker den Franzosen entgegen und bedeutet ihnen: Stop! Bis hierher und nicht weiter! Die Statue macht auch auf mich großen Eindruck, und sie ist exzellent gearbeitet, aber wo ich eine Heldenverehrung wittere, muss ich nun einmal nörgeln: „Die Keule ist historisch nicht korrekt. In Wahrheit trat er den Franzosen keineswegs so archaisch bewaffnet entgegen. Seine Soldaten und Amazonen waren mit modernen Gewehren bewaffnet." -

„Die Keule ist auch nicht als militärische Ausrüstung zu verstehen", stellt Sidy richtig. „Die mit Silber beschlagene Keule ist das traditionelle Insignium der königlichen Macht." -

„Die bei ihm jedoch wie bei allen seinen Vorgängern und Nachfolgern auf dem Sklavenhandel beruhte. Deshalb taugt er für mich auch nicht zum Helden." -

„Du kannst es bloß nicht ertragen, wenn ein Afrikaner es ablehnt, sich der europäischen Dominanz zu unterwerfen", sagt Sidy. Er will sich seinen Helden von mir nicht madig machen lassen. -

„Geh bitte! Ein Jahr vor dem Krieg gegen die Franzosen hatte Behanzin den Deutschen 370 Sklaven aus seinem reichhaltigen Bestand im Tausch gegen moderne Waffen überlassen. Fünf Jahre lang hatten sie auf Seiten der deutschen Kolonialtruppen in Kamerun gegen Aufständische kämpfen müssen. Ob diese unfreiwilligen Krieger deine Verehrung für Behanzin geteilt hätten? Sie hatten schließlich auch selbst rebelliert und kamen alle ums Leben. In sofern taugt dein Behanzin noch nicht einmal als Symbolfigur für einen frühen Antikolonialismus.“ -

„Wo steht das geschrieben? Das ist eine Lüge!“ Sidy ist ernsthaft sauer. -

„Dieser Tausch deutscher Waffen gegen Zwangsrekrutierte ist eine historische Tatsache. Die deutsche Entwicklungshilfe war also schon damals, könnte man sagen, gegen den französischen Zentralismus gerichtet. Wie heißt das heute? Wie hatte es der deutsche Botschafter genannt, wenn lokale Clans und Machthaber von Deutschland Geld bekommen, um den französischen Zentralismus zu schwächen? Einen Entwicklungsschwerpunkt `Dezentralisierung´ hatte er es genannt. Für mich war Behanzin ein brutaler Despot und weiter nichts. Wie er schon da steht“, setze ich noch einen drauf. „Ich kann seine Gestik nur verstehen als ein engstirniges `Afrika den Afrikanern!´ Stell dir bloß eine analoge Statue in Wien vor: Ein österreichischer Politiker, in dieser Haltung in Stein verewigt, wie er den Fremdlingen entgegentritt: Halt, Stop, ihr Asylanten und sonstige Migranten! Bis hierher und nicht weiter! Europa den Europäern!“

Mit dieser Polemik hatte ich Sidy wahrscheinlich nachhaltig vergrault.

Ein Statuenwald

Marktstand für Voodoozubehör

L'ACC P E JAMAIS DE SIGN
AUCUN TR ITE SUSCEPTIBLE
D'AL ENER L'INDEPENDANCE
DE LA TERRE DE MES AIEUX.
BEHANZIN ROI DU DANXOME
(1890 — 1906)

11. Tag: Savalou
Ein Brunnen

In der Umgebung von Savalou, 2000:
Victor Halbs Gastgeber Christoph nimmt für den Deutschen Entwicklungsdienst einen Brunnen ab.

Sidy erzählt: -

Was mache ich hier bloß? Heute war es schon wieder extrem anstrengend.

Die anderen Beiden waren im Hotel geblieben, produzierten Bildtafeln und wollten sich um das Foto kümmern, das 2000 im Ort, in Savalou aufgenommen worden war. Ich sollte mit Janvier, unserem Fahrer, einen Brunnen außerhalb von Savalou suchen, der von Einheimischen gegraben und vor zwölf Jahren, bei Victors erstem Besuch, fertig geworden und von seinem Freund, dem Entwicklungshelfer, für den Deutschen Entwicklungsdienst abgenommen worden war. Also machten wir uns morgens, ausgestattet mit einer Reihe von Fotos, auf die Suche.

Wir fingen aufs Geratewohl in einem Café an und fanden auch gleich jemanden, der uns weiterhelfen konnte. Er stieg zu uns ins Auto und wir fuhren zu einem Zweiten. Dieser fuhr dann ebenfalls mit und brachte uns zu einem Dritten, der uns *ganz sicher* weiterhelfen konnte, da er schon mit den Deutschen zusammen gearbeitet hatte. Dieser brachte uns zu einem Vierten, der sogar bei diesen Brunnen höchstselbst mitgearbeitet hatte. Den Brunnen auf den Bildern erkannte er zwar nicht, sagte er, aber er könne uns zu einem Fünften bringen, der Vorarbeiter gewesen wäre im Brunnenbau für die Deutschen. Und dieser Fünfte meinte, er hätte vermutlich sogar an diesem speziellen Brunnen selbst mitgearbeitet. Aber da die Brunnen alle die gleiche Bauart hätten, könne er nicht mit Sicherheit sagen, welcher derjenige auf den Fotos ist. Von der Umgebung her, meinte er, kämen jedoch nur zwei oder drei in Betracht. So fuhr er ebenfalls mit uns mit, den Brunnen suchen, und damit war unser Auto dann ziemlich gut besetzt mit Leuten, die alle ständig Ideen hatten, wo wir den Brunnen finden könnten. Nur gefunden haben wir ihn nicht. Irgendwann ist mir der Kragen geplatzt. Nachdem wir mindestens schon sechs falsche Brunnen besucht und stundenlang um die Stadt gefahren waren, hatte ich ihnen deutlich gemacht, dass es weitere Trinkgelder nur noch für Ratschläge geben würde, die uns auch tatsächlich weiterhelfen.

Viele baugleiche Brunnen... (2012)

Endlich haben wir dann doch noch den richtigen Brunnen gefunden. Langsam an den Dörfern vorbeifahrend hatten wir ihn von der Straße aus erblickt. Wir stellten das Auto ab und gingen ins Dorf. Der Brunnen, wurde uns gesagt, liege auf Privatbesitz. So mussten wir noch den Grundbesitzer im Dorf suchen gehen. Den haben wir endlich auch gefunden. Ich habe ihm das Projekt erklärt, die Fotos gezeigt mit dem Brunnen vor zwölf Jahren. „Die Menschen im Dorf sollen

nicht fotografiert werden?“, hatte er mich gefragt. „Nein, nur der Brunnen“, hatte ich gesagt. Dann wäre es kein Problem, meinte der Grundbesitzer. Wir dürften später wieder kommen und den Brunnen fotografieren.

Als wir am späten Nachmittag wieder dort einliefen, bahnte Silvia, wie wir es abgesprochen hatten, mit ein paar Frauen, die unser Treiben beobachteten, ein Gespräch über den Brunnen an. Victor baute sein Stativ auf. Um ihn herum standen einige Kinder. Da fing er doch glatt an, Fotos von süßen schwarzen Kindern zu knipsen. Ich sagte ihm noch, dass ich abgesprochen hatte: Keine Menschen werden fotografiert, nur der Brunnen. Aber er ließ sich dadurch nicht abhalten, stellte die Kinder sogar für ein Foto am Brunnen zusammen. Wie stand ich da plötzlich da mit meiner Zusicherung, wir würden keine Menschen fotografieren wollen?

Als er seine Fotos von den süßen schwarzen Kindern und vom Brunnen im Kasten hatte und wir uns anschickten, weg zu fahren, forderte mich Victor auf, mich zu Silvia auf die Rückbank zu setzen, weil er sich einbildete, bei der Rückfahrt aus dem Beifahrerfenster heraus noch ein Video drehen zu wollen. Das geht jetzt nicht, dass du mich so bloßstellst vor den Leuten, hatte ich ihm entgegnet, und ich musste ziemlich scharf werden, bis er mich dann doch endlich vorne am Beifahrersitz Platz nehmen ließ, wenigstens bis wir außer Sichtweite des Dorfes waren. Dort haben wir noch einmal angehalten und uns umgesetzt, damit Victor sein Video drehen konnte.

Silvia erzählt: -

Gestern, spät abends, als wir in Savalou angekommen waren und uns ein Hotel gesucht hatten, hatten wir die markante Hügellandschaft auf dem Foto von 2000 schon gesehen, schemenhaft vor dem Nachthimmel. Wir wussten bereits, dass die Straßenszene auf dem Foto nicht weit weg sein konnte vom Hotel, in dem wir eingecheckt sind. Heute morgen stand ich als Erste auf, ging zum Frühstücken auf die Terrasse, schaute hinaus auf die Straße, *et voilà:* Da lag die Szenerie auf dem Foto exakt 1:1 vor mir. Victor hatte zwar keine Erinnerung daran, dass er das Foto von einer Hotelterrasse aus gemacht hatte, aber jedenfalls war die Suche nach der Straßenszene damit schon erledigt. Vormittags haben wir weitere Bildtafeln vorproduziert. Dann haben wir die Straße fotografiert, wie sie heute aussieht. Und dann haben wir gewartet. Janvier und Sidy waren ja unterwegs, um jenen Brunnen zu suchen. Auf unsere Nachfragen per Handy hieß es, sie seien schon bei tausend Brunnen gewesen, hätten den richtigen aber noch nicht gefunden. Es wurde Mittag. Wir saßen da und warteten. Irgendwann kam eine Art von Prozession an uns vorbei, schweigend. Es waren sicher einhundert Leute, mehrheitlich Frauen, alle im Sonntagsstaat. Waren sie auf dem Weg zu einer Beerdigung? Ich weiß es nicht. Es wurde Nachmittag. Victor wurde allmählich unrund und fürchtete schon, wenn es noch lange dauern würde, hätte er kein Licht mehr zum Fotografieren. Aber schließlich kamen die beiden dann doch zurück, und gemeinsam fuhren wir in das Dorf mit dem Brunnen.

Wie wir es abgesprochen hatten, habe ich mich mit zwei Frauen dort über den Brunnen unterhalten. (Denn das Wasserholen zum Kochen, Trinken, Putzen und zur Körperpflege ist ja bekanntlich fast überall in Afrika reine Frauensache.)

Dass die Deutschen den Brunnen finanziert hatten, sagten sie, hätte ihr Leben beträchtlich erleichtert. Früher hätten sie weite Wege gehen müssen, um das Wasser zu holen. Mit dem Brunnen im Dorf könnten sie jetzt auch die Beete und Felder gießen. Dies sei bei den langen Wegen früher nicht möglich gewesen. Hier in der Gegend, meinten sie, wäre das „Brunnenbauprojekt“ jetzt abgeschlossen. Sie verwendeten das deutsche Wort. Jedes Dorf hätte jetzt solch einen Brunnen. Es

seien wohl noch Entwicklungshelfer da, aus verschiedenen Ländern, aber woran die im Moment arbeiten würden, wüssten sie nicht. Straßen würden wohl repariert. Und weiter unten, (1) hätten sie gehört, laufe das Brunnenbauprojekt noch weiter.

An der großen Handkurbel, die neben allen „deutschen Brunnen“ serienmäßig eingerichtet wurde, sah ich ein zerschlissenes, durchgewetztes Stück Seil herab hängen. „Die Handkurbel“, sprach ich die beiden darauf an, „verwendet ihr nicht mehr?“ -

„Ja, das ist ein bisschen schade.“ Die Frage war ihnen offenbar unangenehm. Sie suchten nach Worten, von denen sie glaubten, dass ich sie hören wollte und als Erklärung akzeptieren würde. „Mit der Kurbel das Wasser herauf zu holen, war für uns eine große Erleichterung. Die Handkurbel ist eine gute Erfindung der Deutschen. Mit der Handkurbel war es viel gesünder für den Rücken.“ -

„Warum benutzt ihr sie nicht mehr?“ -

„Früher gingen wir gemeinsam am Morgen Wasser holen. Wir haben uns dann gegenseitig geholfen. Heute kann es sein, dass ich auch untertags alleine her komme. Dann kann ich die Kurbel nicht benutzen. Denn eine Frau muss dabei kurbeln, eine zweite das Wasser umfüllen. Ich könnte zwar auch mit dem Ast hier“ - sie zeigte es mir - „die Kurbel blockieren, zum Brunnen gehen, das Wasser in meine Wanne füllen, zurück zur Kurbel gehen, sie wieder entriegeln und den Eimer wieder hinunter lassen. Dann müsste ich wieder zum Brunnen zurück gehen und das Seil in Schwingung versetzen, damit sich der Eimer mit Wasser füllt, wieder zur Kurbel zurück, ich ziehe den Eimer hoch, blockiere die Kurbel, gehe wieder zum Brunnen ... Wenn man alleine ist, ist das zu kompliziert.“ -

„Jedes Seil ist auch einmal durchgescheuert“, sagte die Andere. „Dann müssen wir ein neues kaufen. Das wird nach Metern bezahlt. Um die Kurbel weiter verwenden zu können, hätte es mehr Seil gebraucht, und das hätte uns mehr gekostet. Wir haben hier aber nicht viel Geld. Als das Seil gerissen ist, haben wir uns so ein langes Seil nicht wieder leisten können.“

---

(1) „Weiter unten“ heißt hier: bezogen auf den Äquator, der ja auch tatsächlich „ganz oben“ ist: am nächsten zur Sonne. Hier, ein kleines Stück nördlich davon, bedeutet „weiter unten“ also „noch weiter weg vom Äquator“, sprich: „im Norden“. Entsprechend heißt es nach hiesiger Auffassung auch: „Ihr von da unten in Europa seid zu uns herauf gekommen“.

Während ich mich mit den Frauen unterhielt, machte sich Victor daran, den Brunnen zu fotografieren. Eine Menge Kinder sprangen um ihn herum und forderten ihn auf, sie zu fotografieren. Als Victor dem Drängen nachgab, war Sidy ziemlich angefressen wegen dieser „Fotos von süßen schwarzen Kindern“, denn er hatte ausdrücklich versprochen, dass auf den Fotos nur der Brunnen abgebildet würde. Aber ich verstehe auch Victors Standpunkt: Die Kids wollten unbedingt fotografiert werden. Nur indem er sie zuerst als Gruppe aufnahm, konnte er sie danach bitten, aus dem Bild zu gehen, um zu Fotos von dem Brunnen auch ohne Kinder zu kommen.

Und dann kam noch ein Beinahe-Eklat bei unserer Abfahrt. Ich verstand es gleich, dass es für Sidy unmöglich gewesen wäre, sich bei unserer Abfahrt zu mir auf die Rückbank zu quetschen. Wegen der unautorisierten Kinderfotos fühlte er sich eh schon übergangen und blamiert. Aus seiner Sicht hätte das so ausgesehen: Wir schicken ihn vor, halten uns dann aber nicht an seine Abmachungen, und danach hat er seine Schuldigkeit getan und soll sich wieder auf die billigen Plätze begeben. Ganz unmöglich! Victor hätte sich das lieber schenken sollen, dass er Sidy trotzdem noch widersprach: „Bei unserem Projekt ist es egal, wer im Auto vorne sitzt. Bei uns können Frauen vorne sitzen oder Männer, jung oder alt, schwarz oder weiß, ganz egal.“ Da musste ich ihm schon einen sehr deutlichen Blick zuwerfen, damit er die Brisanz der Lage und den für Sidy drohenden Gesichtsverlust erkannte, und damit er ihn bei der Abfahrt, wenigstens bis wir außer Sichtweite des Dorfes waren, wieder vorne im Auto Platz nehmen ließ.

Straßenszene in Savalou, 2000 (o. l.) und 2012

Zurück nach Savalou

12. Tag:
On the Road to Parakou

Auf der Straße nach Parakou, 2000 (l.) und 2012

Ein kleiner Touri-Ratgeber - auf den Landstraßen Benins unterwegs.

Die Hauptstrecken im Benin sind mittlerweile gut asphaltiert und für westafrikanische Verhältnisse in einem sehr guten Zustand. Es gibt aber auch Ausnahmen: Wenn Sie zum Beispiel von Cotonou nach Bohicon fahren wollen, lohnen sich die achtzig Kilometer Umweg über Porto Novo. Denn auf dem direkten Weg werden Sie die Straße in dem Zustand finden, der die Fahrt auch auf kleineren Landstraßen und in Ortschaften oft mühsam macht: Eine Asphaltdecke wurde dort mit wenigen Geldern aus der Entwicklungshilfe und ohne hinreichendes Fundament aufgetragen, gleich in der nächsten Regenzeit unterspült, ist an unzähligen Stellen eingebrochen und besteht nur noch aus einer Reihe von großen, tiefen Schlaglöchern. Sollten Sie an eine dieser Straßen kommen, dann wird es besser sein, gleich neben der Straße im Sand zu fahren, bevor man sich im Slalom und Schritttempo zwischen den metertiefen Löchern hindurch quält.

Aber zum Glück wurde nicht überall so billig asphaltiert. Die kleineren Nebenstrecken sind oft einfache Sandpisten, manchmal mit Kies stabilisiert, und während der Regenzeit und kurz danach sind sie zwar ebenfalls ausgewaschen und nicht leicht zu passieren. Das ist aber immer noch kein Vergleich zu jenen Straßen mit dem billigen, löchrigen Asphalt.

Ein paar Anmerkungen zu den Verkehrszeichen, wie sie hier (und auch in anderen westafrikanischen Ländern) üblich sind: Sollten Sie mehrere dicke Bündel herausgerupften grünen Grases in einigen Metern Abstand hintereinander am rechten Fahrbahnrand liegen sehen, so entspricht das dem europäischen Warndreieck. Vorsicht dann also: Hinter der nächsten Kurve könnte ein LKW liegen geblieben sein.

Selbige Grasbüschel, aber von der Sonne bereits ausgebleicht, bedeuten, dass die Panne schon länger zurück liegt. Die Grasgaben werden in der Regel nicht weggeräumt, wenn die Panne behoben ist. Sie verbleichen aber schnell, und für den Chauffeur lässt sich daraus gut ablesen, ob die Gefahr noch aktuell ist oder ob die Panne schon länger zurück liegt.

Baumstämme oder ganze kleine Bäume, in Abständen von etwa fünfzig Metern an beiden Seiten der Straße abwechselnd in die Fahrbahn ragend, so dass man im Zickzack hindurch fahren muss, bedeuten: Hier geht die ursprünglich schnurgerade Straße durch unser Dorf. Bitte brausen Sie nicht mit Vollgas durch und nehmen Sie Rücksicht auf unsere am Straßenrand spielenden Kinder.

Schwellen an den Ortsein- und -ausfahrten bedeuten natürlich das gleiche, aber zusätzlich muss man dort, wenn man sich nicht an die Bitte der Dorfbewohner hält, noch mit einem Achsbruch rechnen. Oft werden die Schwellen auch in Eigeninitiative von der Dorfbevölkerung installiert, und bei diesen, da sie meist höher sind als die vom Staat eingerichteten, empfiehlt es sich, nicht frontal, sondern schräg versetzt und so langsam wie möglich darüber zu fahren, wenn man nicht mit dem Fahrzeugboden aufsitzen will.

Ein Stapel von Reifen übereinander, meist am Rande der Ortschaften, bedeutet, dass hier hilfsbereite Leute nicht fern wären, die auch über das notwendige Werkzeug verfügten, sollten Sie eine jener Schwellen übersehen und einen Achsbruch oder ein sonstiges Problem mit dem Auto haben.

Wenn jemand mitten auf der Landstraße steht und heftig winkt - manchmal sieht es auch aus, als würde er einen Tanz aufführen -, dann bedeutet das, dass er eine der unzähligen Verkaufsstellen mit geschmuggeltem Benzin aus Nigeria betreibt, und seine letzten Flaschen nun gerne genau an Sie los werden würde, um für heute Feierabend machen zu können. An den tausenden Ständen mit gefüllten Glasballons oder Flaschen, die man überall an der Straße sieht, werden also nicht, wie es für Europäer zuerst den Anschein haben könnte, selbst gebrannte Alkoholika angeboten, sondern unversteuertes Benzin. Diese privaten Tankstellen sind neben dem Zemidjangeschäft, bei dem hier alles und jeder mit Mopedtaxis transportiert wird, im Grunde der einzige dauerhaft florierende personalintensive Wirtschaftszweig, und während das Mopedtaxigewerbe aber mittlerweile durch Fahrerschulungen und die Vergabe von Lizenzen fast flächendeckend staatlich geregelt ist, ist eine staatliche Sanktionierung des illegalen Tankstellenwesens auf absehbare Zeit nicht zu erwarten. Denn diesen Wirtschaftszweig regulieren zu wollen, der so vielen Menschen Arbeit und ihren Familien Brot gibt, wird sich jede Regierung hier tunlichst hüten.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass es auch reguläre Tankstellen gibt. Sie sind an den

bekannten Logos der großen Konzerne leicht zu erkennen, werden aber fast nur von Truckern im Fernverkehr angefahren, die für ihre Tankladungen offizielle Belege benötigen. Entsprechend haben sie meist auch nur Diesel im Angebot. Kein Mensch wird in Benin normalerweise bei einer regulären Tankstelle tanken.

Wenn Sie auf einer kleineren Landstraße unterwegs sind und Sie sehen, dass eine Schnur über die Straße gespannt ist und junge Burschen stehen dabei mit Schaufeln in der Hand, dann müssen Sie sich keine Sorgen machen. Sie befinden sich dann wahrscheinlich in der Nähe eines der touristischen Hotspots des Landes, sind entsprechend nicht als einziger Tourist dort unterwegs, und jene Jungs, die dafür angestellt sind, die Straße befahrbar zu halten und die Schlaglöcher für Sie zuzuschütten, werden nur höflich bei Ihnen ansuchen, ob Sie ihnen ihr karg bemessenes Gehalt nicht mit einem Trinkgeld etwas aufbessern könnten.

Wenn Sie dagegen nachts an ein Seil kommen, das über die Straße gespannt ist, dann sollten Sie sich sehr wohl Sorgen machen. Bleiben Sie dann ruhig. Befolgen Sie die Anordnungen der Männer, die die Straße gesperrt haben. Wahrscheinlich wird es in diesen Situationen nicht ohne ein etwas größeres Trinkgeld abgehen. Aber am besten ist es, Sie gehen dem ganz aus dem Weg, indem Sie nach Einbruch der Dunkelheit auf Landstraßen nicht mehr unterwegs sind.

All dieses sollte Ihnen normalerweise keine Schwierigkeiten bereiten. Denn normalerweise werden Sie mit einem einheimischen Fahrer unterwegs sein, der mit den hiesigen Usancen gut vertraut ist. In den Absprachen mit ihm über Ihre Route können Sie viele Missverständnisse und Irritationen auf beiden Seiten vermeiden, wenn Sie nicht nach europäischer Art dabei eine Landkarte auffalten und damit vor ihm herumwedeln. Denn der virtuelle Blick von oben auf das Land, wie er sich Vögeln darstellen könnte oder wie aus einem Flugzeug, ist den meisten Menschen hier völlig fremd. Karten sind ja auch in der Tat hier, da es nur wenige Wegweiser gibt, nur von begrenztem Nutzen. Die einzig übliche Art hier, sich zu orientieren, ist die kommunikative: Wenn man nicht mehr weiter weiß, hält man an und fragt nach dem Weg. (Und man bekommt so auch - was Karten bisher nicht leisten können - nützliche Hinweise auf den aktuellen Zustand der Straßen.)

Noch ein Wort zur Wahl des geeigneten Autos: Früher oder später werden Sie an schlechte

Straßen kommen. Ein altes Autos bieten Ihnen die Gewähr, dass es schon viele solcher Straßen bewältigt hat. Diese Gewähr bietet Ihnen ein neues Auto nicht. Die neueren Autos sind außerdem mit Elektronik voll gestopft und können im Falle einer Panne oft nicht mehr vom Chauffeur allein repariert werden, wie es bei den älteren Modellen der Fall ist. Wenn Sie also die Wahl haben sollten zwischen einem alten Peugeot 506 und einem neuen Honda 4 x 4 mit Klimaanlage, elektrischen Fensterhebern und all dem neumodischen Schnickschnack - nehmen Sie auf keinen Fall den Honda! - - -

Die Straße ist in einem ausgezeichneten Zustand. Vor zwölf Jahren waren wir von Savalou bis Parakou noch einen ganzen Tag lang gut durchgerüttelt worden. So kommen wir jetzt gut voran, aber dann haben wir eine Panne. Der gerissene Keilriemen ist ein absurdes Produkt aus dem Hause Honda, mit dicken Zapfen aus Gummi, die in Zahnräder greifen müssen, um die Lichtmaschine und die Klimaanlage am Laufen zu halten. Er kann nicht wie die Keilriemen, wie sie früher gebräuchlich waren, provisorisch durch einen Nylonstrumpf ersetzt werden, bis wir in Parakou sind. So müssen wir einige Stunden warten, bis uns aus Savalou so ein Teil nachgeliefert wird. Immerhin funktioniert die durch Handytelefonate in Gang gesetzte Lieferkette. Spät nachmittags kommen wir in Parakou an.

Vom Sockel im Zentrum eines Kreisverkehrs heißt uns die Statue von Hubert K. Maga, des ersten Beniner Präsidenten nach der Unabhängigkeit, in der Stadt, in der er aufgewachsen ist, willkommen. Golden glänzt er und bunt bemalt leuchtet er in der Spätnachmittagssonne, und

im Gegensatz zu den anderen Statuen von Herrschern und Heroen, die uns bis jetzt auf der Reise begegnet sind, ist die seinige so über alle Maßen kitschig, dass es mir für Sekunden den Atem verschlägt.

Parakou, die zweitgrößte Stadt Benins, mit achtzig bis neunzig Prozent moslemischer Bevölkerung, ist auch der wichtigste Verkehrsknotenpunkt im Norden, und so werden wir noch öfter hier durch kommen. Aber wenn weiterhin alles nach Plan läuft, dann sollte das heute unser einziger *Sonntag* in Parakou sein. Und deshalb steht für heute noch eine gewisse Recherche an, die jetzt auch ganz nach meinem Geschmack ist, denn uns knurrt nach der langen Fahrt schon der Magen.

Wir halten am Straßenrand und fragen zuerst lieber einmal vorsichtig umschrieben bei den zwei jungen Männern an: Ob es in Parakou ein Restaurant geben würde, von Christen betrieben? Mit christlicher Küche? - „Was meint ihr?“ fragt der junge Mann im Kaftan zurück. „Sucht ihr ein Restaurant mit Schweinsbraten?“ Seine Gegenfrage kommt ganz frei heraus. Die Beiden haben offenbar kein Problem damit, dass wir im moslemischen Parakou auf der Suche sind nach einem guten sonntäglichen Schweinsbraten. „Ja“, bestätige ich. „Vor zwölf Jahren hatte ich hier einen exzellenten sonntäglichen Schweinsbraten serviert bekommen. Können Sie uns da weiter helfen? Gibt es das noch?“ - „Es gibt eine ganze Reihe von solchen Restaurants. In der Gegend um den alten Flugplatz solltet ihr leicht eines finden.“ - „Ist das eine christliche Gegend dort? Gibt es in Parakou Viertel, wo die Christen wohnen, und in anderen wohnen nur Moslems?“ - „Nein, das geht bei uns alles bunt durcheinander. Ob Christen, Moslems oder Voodoo - wir sind alle Menschen, oder? Es gibt aber Viertel, in denen es mehr Geschäfte und Restaurants in christlicher Hand gibt als anderswo. Dort werdet ihr ein solches Restaurant leichter finden.“

Nicht viel später sitzen wir im Schatten eines riesigen Baums, und das Menu, wie es hier alle bekommen, die in der langen Schlange neben der Freiluftküche anstehen, duftet vor uns auf dem Tisch: mundgerechte Stücke von der Schweineschulter, ein paar Rippen, und etwas Leber ist auch dabei. Dazu gibt es Pâte und ein Schälchen mit scharfer Chilisauce. Gegessen wird, wie üblich auch den Tastsinn verwöhnend, mit der Hand.

Der fröhlich-rundliche Herr, der mit seiner Familie am Nebentisch sitzt, hat uns guten Appetit gewünscht und sagt: „Das gibt es eben nur in Benin. In Nigeria, nur zweihundert Kilometer von hier, werdet ihr keinen Schweinsbraten mehr finden. Auch in Niger gibt es das nicht mehr. Ist das nicht ein Jammer? Die Fanatiker wissen eben nicht, was gut ist. Zum Glück haben wir solche Probleme hier nicht. Schaut hin!“ Eben lässt sich ein junger Mann an der Theke einige Portionen einpacken, *to take away*. „Auch viele Moslems“, sagt unser Tischnachbar, „sind auf den Geschmack gekommen. Nun ja“, merkt er einschränkend an, „so weit, dass sie sich hier zu uns setzen und in der Öffentlichkeit mit uns Schwein essen würden, geht es noch nicht. Aber dafür hat gelegentlich Schwein zu essen für unsere moslemischen Brüder außer dem kulinarischen auch immer noch den zusätzlichen Reiz des Verbotenen.“

Hubert K. Maga, erster Präsident Benins nach der Unabhängigkeit (Parakou, 2012)

(Parakou, 2012)

Schweinerösterin (Parakou, 2012)

13. Tag: Tanguiéta Statuen

Tanguiéta, 2000 (l.) und 2012

Aus dem Reisetagebuch von 2000: -

11. Oktober: Die Gegend wird bergig, schluchtig. Abends kommen wir in Tanguiéta an. Gleich am Ortseingang steht ein Denkmal, das mich echt vom Sockel haut: Schlicht eine Frau und ein Mann, Arm in Arm. Beide blicken sie in die Ferne; die Frau zeigt dorthin, gibt die Richtung an.

Ein paar Hundert Meter weiter, ebenfalls rechts, nicht weit von der Hauptstraße, eine zweite Statuengruppe. Schnell im Vorbeifahren hielt ich es für drei Frauen, die sozusagen typischen Beschäftigungen nachgehen, und hinter ihnen steht ein Mann und spielt Flöte. Beide Werke werden vermutlich vom selben Künstler oder von der selben Künstlerin sein: Ähnlich dimensioniert, exakt in Lebensgröße, aus dem gleichen Material, unverkennbar modelliert im selben Stil. Morgen früh will ich auf jeden Fall dorthin gehen und die Statuen fotografieren.

Janvier hält am Straßenrand an und ruft den jungen Mann zu sich. Der ist völlig verschreckt, zittert am ganzen Leib und will am liebsten weglaufen. Widerwillig kommt er dann doch zum Auto. Weiße sitzen darin, er traut sich gar nicht, sie sich genau anzuschauen. Janvier fragt ihn auf Fon nach dem Weg. Dann auf Französisch. Der Junge spricht weder Fon noch Französisch. Janvier hingegen spricht die Sprachen in der Atakora nicht, aber mit Gesten bedeutet er dem jungen Mann, dass er keine Angst zu haben braucht. Als er sich dann doch ein wenig beruhigt, fragt er ihn: „Hotel Baobab?“ - „Hotel Baobab“ ist in allen Sprachen der Welt zu verstehen, und so weist uns der verschreckte junge Mann dann doch die Richtung.

„Was war jetzt das?“ frage ich Janvier. -

„Die Menschen in der Atakora, oder im Tatta-Somba-Land, wie die Region auch oft genannt wird, sind bekannt dafür, dass sie sehr schüchtern und kontaktscheu sind und ziemlich zurückgezogen leben. Und der junge Mann stand offenbar Weißen noch nicht oft von Angesicht zu Angesicht gegenüber."

Im Reisetagebuch von 2000 heißt es weiter: -

Wir wohnen im Hotel Baobab, das aus Bungalows besteht im Stil von Rundhütten. Im Hotelrestaurant inmitten eines schönen Gartens beobachten wir, während die Dämmerung herein bricht, ein seltsames Schauspiel. Immer mehr Kröten kommen aus den Büschen gehüpft und alle steuern sie auf die Bar zu. Es müssen sicher über fünfzig Kröten sein, die sich da nach und nach an der Hotelbar versammeln. Das Rätsel löst sich, als dort der Generator angeworfen wird und über dem Tresen die einzige elektrische Lampe weit und breit erstrahlt. Es hat sich unter den Kröten herum gesprochen, dass es dann dort ist wie im Paradies. Unter den Fliegen und Faltern hingegen hat es sich noch nicht herum gesprochen, dass dieses strahlende Licht anzusteuern ein hohes Risiko mit sich bringt, von einer Kröte verspeist zu werden.

Gästebungalows im Hotel Baobab, Tanguiéta, 2012

Durch das Tor fahren wir in den Hof des Hotels. Bar, Restaurant und Parkplatz sind jetzt von einer Lehmmauer umgeben, der Hotelbereich mit den hübschen Rundbungalows von einer zweiten. Das dürfte es dann wohl gewesen sein mit den Krötenwanderungen. Außerdem gehen später, als es dunkel wird, überall in der Umgebung elektrische Lichter an, womit sich die Aufmerksamkeit der möglichen Futterinsekten nicht mehr nur auf einen einzigen strahlenden Punkt in der Nacht konzentriert. „Nein", lacht Monsieur Odjo, der Hotelbesitzer, als ich ihn auf das Naturschauspiel anspreche. „Die allabendliche Krötenwanderung gibt es schon lange nicht mehr." Er zwinkert uns zu. „Es muss am Klimawandel liegen." - - -

Am nächsten Morgen war ich in den Ort gegangen, um die Statuen zu fotografieren. Das innige Statuenpaar steht locker Arm in Arm, die Frau zeigt beiden die Richtung an. Die Doppelskulptur ist herb und streng modelliert, aber doch nicht oder nur minimal pathetisch überhöht, sehr realistisch. Ich fragte einen der Älteren unter den Kindern und Jugendlichen, die mir beim Fotografieren zusahen, was er meinte, was uns das Statuenpaar sagen soll. „Das ist die gute alte Zeit", war seine Antwort. „Das Denkmal zeigt uns, wie es früher war." - - -

Zwölf Jahre später fahren wir am nächsten Morgen wieder zu den Statuen im Ort. Während wir fotografieren, fragen wir die Leute, die uns dabei zusehen, was uns das Statuenpaar sagen soll. „Die Frau sagt: Schau da hinten“, ist die Antwort eines vorlauten Burschen, „da kommen die Touristen!“ Will er uns auf den Arm nehmen? „Nein“, sagt ein zweiter. „Das Denkmal soll die Besucher, die hier in den Ort kommen, willkommen heißen.“ Das wohl auch nicht. Dann würde die weibliche Statue ja eher noch im Gegenteil mit ihrem ausgestreckten Finger den Fremden, die in den Ort kommen, die Richtung weisen, wohin sie sich schleunigst wieder wenden sollen: Zurück nach da, woher sie gekommen sind. Und dann bekommen wir von einem Dritten wieder die Interpretation zu hören, die ich auch vor zwölf Jahren schon zu hören bekam: „Das Denkmal zeigt uns, wie es früher war.“

Am Ende der Reise werde ich Geoffroy, weil der ja wirklich alles weiß, das Foto der beiden Statuen noch einmal vorlegen. Klar, dass er die Plastiken in Tanguiéta kennt. „Die Frau“, erklärt er, „sieht in die Zukunft. Sie kennt die Richtung. Der Mann“, fährt er fort, und gibt ihm sogleich eine ebenbürtige und komplementäre Rolle, (während ich ihn der weiblichen Figur gegenüber immer nur ins zweite Glied versetzt habe sehen können,) - „der Mann beschützt sie und hält ihr den Rücken frei.“ - - -

Vor zwölf Jahren war ich dann, die Kids im Schlepptau, zu der anderen Figurengruppe gegangen. Sie zeigt zwei Frauen bei dem traditionellen Tanz, der die Geschichte der Menschen in der Atakora erzählt. Hinter ihnen stehen ein Flötist und ein Trommler und spielen zum Tanz. Bei dieser Skulptur gab es also nur eine Information einzuholen und keine Interpretationsschwierigkeiten. Die Gruppe musste tatsächlich vom selben Künstler geschaffen worden sein. Er stamme, sagte man mir damals, von hier aus Tanguiéta, hätte viele Statuen geschaffen im ganzen Land und lebe in Cotonou. Ein anderer meinte, er könne mich zum Bruder des Künstlers führen, der ebenfalls Künstler und Bildhauer wäre. Aber nachdem er mir den Namen des Künstlers nicht nennen konnte, zu dessen Bruder er mich angeblich führen wollte, sollte ich vermutlich nur in ein Atelier und zu einem Verkaufsgespräch abgeschleppt werden, und bin nicht mitgegangen. - - -

Auch zwölf Jahre später werden wir versuchen, etwas über den Bildhauer in Erfahrung zu bringen, der die Statuengruppen in Tanguiéta geschaffen hat. Niemand kann uns darüber eine Auskunft geben. Nicht einmal Geoffroy, der doch sonst alles weiß über Benin, weiß den Namen des Künstlers. Die Statuen finden sich inzwischen hundertfach abfotografiert im Internet. Aber der Name des Bildhauers wird nirgends erwähnt.

Ich möchte hier die Gelegenheit und den Raum nutzen, um die Frage an alle Welt zu richten: Wer weiß etwas und kann etwas über diesen Künstler sagen? - - -

Vorgestern, noch in Parakou, hat uns Sidy verlassen. Er hat uns eröffnet, dass er nicht mehr weiter mitfahren wird in den Nordwesten des Landes. Er ließ sich auszahlen und nahm den Bus zurück nach Cotonou.

Wie hatte Geoffroy in Ouidah gesagt? „Es gibt keine schwarz-weiß gemischten Reisegruppen." Was zu beweisen war?

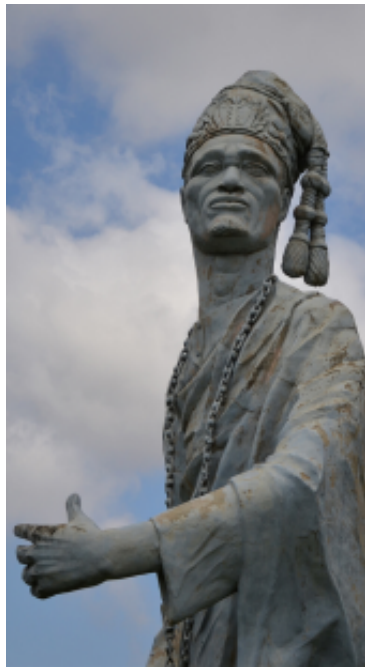
Meine Unsensibilitäten und provokativen Zuspitzungen in den Streitgesprächen, und dass mir prinzipiell nichts heilig ist, und erst recht nicht, wenn ich mitbekomme, dass anderen etwas heilig ist, werden ihren Anteil daran gehabt haben, dass wir nun ebenfalls noch keine Avantgarde wider dies Geoffroysche Gesetz zustande bekommen haben. Aber auch wenn ich dies alles unterlassen hätte und möglichst handzahm und schonend mit den zu Tage getretenen Widersprüchen umgegangen wäre, wäre dadurch das Gesetz vermutlich nicht außer Kraft gesetzt worden. Die Voraussetzungen für schwarz-weiß gemischte Reisegruppen sind offenbar noch nicht gegeben.

Ich will mich dadurch nicht herausreden. Ich habe Fehler gemacht. Und dass ich Sidy mit der Rolle eines „Afrikaners im Team" betraut hatte, war - schlimmer noch! - ein Denkfehler. Das ist mir jetzt klar geworden.

Foto-Dossier `Skulpturen in Benin´

a) Wer kennt diesen Künstler?
(Tanguiéta)

b) Herrscherbilder
v. l. n. r.:
Ganvié, o. N.: König Gbewou;
Abomey, o. N.: König Behanzin (hält die Franzosen draußen);
Parakou, Cyprien Tokowagba: Präsident Maga (Der Künstler hatte die Statue unbemalt konzipiert. Der Stadtverwaltung Parakous erschien sie zu wenig glamourös und sie ließ die Statue nachträglich kolorieren. Hier wurde die Farbe mit Photoshop wieder entfernt);
Porto Novo, o. N.: König Toffa (bittet die Franzosen herein)



c) Skulpturen von Cyprien Tokowagba auf der Route de l'Ésclave, Ouidah.

d) Im Statuenwald beim Hotel „Chez Monique“ in Abomey.
(Jetzt kein Geheimtipp mehr.)
u.l.:
Romuald Hazoumè (?);
die anderen o. N.

Im Regionalmuseum (2012)

14. Tag: Natitingou
Tatta-Sombas

Was für den jeweiligen Tag ansteht, was wir unternehmen wollen, wohin wir fahren, was wir suchen wollen; was wir gezielt vergleichen wollen im Verhältnis zu meiner ersten Reise hierher; welche Ergebnisse wir dabei erwarteten auf Basis der Informationen, die uns aus der Ferne, in Europa, in Wien zugänglich waren; welche positiven Entwicklungen wir erhofften, welche negativen wir befürchteten - dies alles hatten wir: zu zweit mit Sidy oder auch zu dritt im ganzen Team vor unserer Abreise ausführlich diskutiert. Jedem Reisetag und Ort hatten wir einen thematischen und Rechercheschwerpunkt zugeordnet, und bis jetzt ist das Konzept überraschend gut aufgegangen. Mit unseren Prognosen für heute allerdings lagen wir ziemlich falsch ...

Aus dem Reisetagebuch von 2000: -

Nach der zweiten Nacht im Hotel Baobab in Tanguiéta Abreise. Fahrt in einem Bogen durchs Tatta-Somba-Land. Es sei hier noch einmal gesagt: Es gibt kaum eine schönere Landschaft als diesen afrikanischen Busch während der / gegen Ende der Regenzeit. Viele, eine Unmenge von Baobabs (Affenbrotbäumen), Teakpflanzungen, Maisfelder. Es muss ein Paradies für OrnithologInnen sein: Kein Vogel gleicht dem anderen; nun ja, das ist ein wenig übertrieben. Weite Ausblicke, Felslandschaften. Für mich ist es nicht vorstellbar, dass das in ein paar Monaten alles braun verbrannt sein soll.

Ein Bogen durchs Tatta-Somba-Land meint, wir fahren zuerst westlich bis an die Grenze zu Togo, dann südöstlich, dann östlich Richtung Natitingou, bevor wir morgen zurück nach Parakou fahren.

Dieses Tatta-Somba-Land ist die ungastlichste Gegend der Welt. Die Ungastlichkeit hat System. Die Ungastlichkeit ist Überlebensstrategie.

Die „Tatta-Sombas" sind die hier üblichen Gehöfte für jeweils eine Großfamilie. Sie bestehen aus kleinen, runden Gebäuden mit spitzen Strohdächern, die sich tief in die umgebenden Getreidefelder ducken und untereinander mit einer hohen Mauer verbunden sind. So wirken sie wie kleine Trutzburgen. Wo wir auch anhalten, die Reaktion der Leute ist immer die gleiche: Eilig klettern sie hinauf auf ihre Tatta-Sombas,

ziehen die Leitern hoch und schauen dann nur stumm auf uns herab und warten, bis wir wieder ins Auto steigen und uns von dannen machen. So machen sie es „schon immer". Und sie sind damit offenbar ganz gut gefahren. Was auch ins Bild passt: Auf unserem ganzen 100-km-Bogen durchs „Tatta-Somba-Land" gibt es kein einziges Hotel, kein Café, keine einzige Kneipe, um eine Rast einlegen zu können. Man kann durchs „Tatta-Somba-Land" tatsächlich bloß durchfahren und sich alsbald wieder verpissen.

Was in dieser abweisenden Atmosphäre gerade noch gefehlt hat: Eine Kontrolle durch zwei Motorradpolizisten. Einer hat lässig eine Kalaschnikow vor der Brust baumeln und ihr Lauf zielt in Richtung Beifahrer. Und das bin ich. Es ist ein bisschen beunruhigend, und es wäre auch beunruhigend gewesen, wenn ich schon gewusst hätte, was ich dann erst am Abend hörte: dass der beninische Staat nicht nur kein Geld für hohe Bullengehälter, sondern auch kein Geld für Munition hat.

Unser Chauffeur, u. a. genau für solche Situationen engagiert, ist für meine Begriffe schlecht instruiert. Er flunkert etwas, wir seien als offizielle RepräsentantInnen des Deutschen Entwicklungsdienstes und in Brunnensachen unterwegs. Der Bulle glaubt kein Wort; von welchem Brunnen wir kommen und welchen wir ansteuern, will er wissen. Neinnein, kommt der Rückzieher unseres Chauffeurs, wir seien nur Touristen. Vorerst kommen wir um ein Schmiergeld noch herum, aber ein paar Kilometer weiter werden wir erneut herausgewunken und zahlen nach einer langen Prozedur der Personalienaufnahme 1000 C.F.A. Stempelgeld pro Person. Laut unserem Pass sind wir jetzt zuerst aus Europa nach Benin und dann auch noch aus Togo, was unser neuer Stempel offiziell bekundet, nach Benin eingereist.

Nachdem wir in Natitingou ein Hotel abgecheckt und wie üblich zu spät, um vier, zu Mittag gegessen haben, gehen wir ins Museum für volkstümliche Kunst und Kultur. Es ist in einem ehemaligen Gebäude der Kolonialbehörde untergebracht. Unser Museumsführer ist Maler und wird uns am Ende auch noch einige Bilder in seinem Atelier im Erdgeschoss zeigen.

Das Museum belegt den ersten Stock. Ein Raum zum antikolonialen Kampf: Ein erbeuteter Tropenhelm der Franzosen, durchschnittener Telegrafendraht, Distanz- und Nahkampfwaffen. Ein Raum zu den Tatta-Sombas, ihren Variationen je nach Unterethnie. Sie sind tatsächlich in erster Linie dazu da, niemanden herein zu lassen. Bei den Tatta-Sombas, sagt der Museumsführer, gibt es keine Glocke oder Hausklingel. Die Leitern werden hochgezogen und diverse raffinierte Methoden gibt es, um menschliche oder tierische Eindringlinge abzuhalten.

Weitere Museumsräume zu Kochgeschirr, Schmuck, Kultgegenständen, Heiratsutensilien,

Musikinstrumenten usw. vor der Ankunft der Franzosen. An den Wänden Fotos, von letzteren gemacht, aus dem 19. Jahrhundert. Der letzte Raum behandelt die zeitgenössische Kunst. 1991 (?) wären alle beninischen KünstlerInnen eingeladen gewesen, sich und uns ein Bild der Gegend zu machen. Die Skulpturen sind gut, die Malerei ist sehr naiv bis ausgesprochen schlicht, bis auf zwei, drei Ausnahmen.

Wie würde die Tour heute, zwölf Jahre später, werden? Ich tendierte zu der Annahme, dass sich die Abweisungsstrategien dieser Leute bis heute gehalten haben und dass sie so gegen allzu grobe globalisierende Einflüsse weiterhin resistent sein würden.

Sidy hatte den wertvollen Hinweis beigesteuert, dass sich in der europäischen Ethnologie und Anthropologie schon oft ein scheinbar absolut isoliert lebendes Volk als eines erwiesen hat, das in Wirklichkeit mit den direkten Nachbarn immer im besten Einvernehmen und in intensivem Austausch stand; und die Anthropologen beziehungsweise Ethnologen hatten es nur nicht bemerkt.

Und dann hatten wir noch recht ausführlich über die Frage diskutiert, die mich auch im weiteren Tagebuch von 2000 schon umgetrieben hatte: ob diese Wohnburgen, ob die Tatta-Sombas außer dass sie das Fremde, Andere abhalten sollen und aussperren, nicht auch bis zu einem gewissen Grad die eigenen Leute einsperren. Indem sie sie restriktiv davon abhalten, das Draußen kennen zu lernen.

„Das ist wieder dein Eurozentrismus“, hatte Sidy gesagt. „Wenn die Menschen irgendwo den Verlockungen des globalisierten Kapitalismus nicht erliegen und sich entscheiden, weiter nach ihren Traditionen zu leben, dann muss für dich immer mindestens Unwissen dahinter stecken, oder ein familiärer oder stammesmäßiger Despotismus, oder beides.“ -

„Aber eine fundiertere Entscheidung, weiter gemäß den alten Sitten und Gebräuchen zu leben“, hatte ich argumentiert, „ließe sich doch sicherlich treffen, wenn man das Andere, das Außen, die Alternative, meinetwegen auch: den Feind auch selber kennt.“ -

„Ich kann mir kaum vorstellen, dass es jemandem verwehrt wird, von dort weg zu gehen“, hatte Sidy gesagt. „Damit wäre doch auch jedes Mal ein hungriger Magen weniger zu füllen. Und: Wer noch nie in seinem Leben einen Fernseher gesehen hat“, hatte er mir die Perspektive der Leute dort nahe zu bringen versucht, „*kann* gar keinen haben wollen.“ - - -

Es hat sich viel getan hier in den letzten zwölf Jahren. Die Hauptstraße wurde durchgehend mit Kies stabilisiert. (Stellenweise wurde auch die Trasse geändert, und so können wir, obgleich die Hügelkette im Hintergrund nahezu ident ist wie auf dem Foto von 2000, nur eine Perspektive finden, die der auf dem Foto so einigermaßen nahe kommt.)

Die korrupten Polizeikontrollen, wurde uns schon vorher versichert, gibt es nicht mehr. Der beninische Staat hat vor ein paar Jahren streng durchgegriffen und achtet in dieser Hinsicht strikt auf Rechtsstaatlichkeit.

Verkehrszeichen wurden aufgestellt, Begrenzungspfosten. Wegweiser und Ortstafeln. 2006 kam der elektrische Strom. An der gesamten Hauptstrecke begleiten uns die Reihen von Masten und die Überlandleitung. Ebenfalls seit 2006 werden überall im „Tatta-Somba-Land“ die typischen, aus Fertigbauteilen errichteten Schulen gebaut, wie es sie, finanziert von Brasilien und von der EU, überall in Benin gibt.

In der Atakora 2012: Verkehrszeichen, Schule, Elektrizität.

Zu vielen der Tatta-Sombas, ein-, zweihundert Meter von der Straße weg im Busch gelegen, führen jetzt Trampelpfade oder schmale, zur Not auch befahrbare Wege. Immer wieder sehen wir Mopeds und Autos, während wir vor zwölf Jahren noch fast als einzige motorisiert hier unterwegs waren.

Wir kommen an der neuen katholischen Kirche vorbei. Wenn ich sagen würde, dass sie sich architektonisch an die Formensprache der Tatta-Sombas nur „anlehnt“, wäre das krass untertrieben. Wäre da nicht das Kreuz über dem Eingang, man würde sie selbst für ein, wenn auch grotesk überdimensioniertes, Tatta-Somba halten.

Wo früher Mais stand, wird jetzt vielerorts Baumwolle angebaut. Die Baumwolle wird natürlich für den Weltmarkt produziert. Vieles hat sich getan hier im „Tatta-Somba-Land“. Nur die Gelegenheiten, um zu rasten, sind weiterhin rar. Nur das gastronomische Angebot ist auch weiterhin dünn gesät. - - -

Ein 5-Sterne-Touri-Tipp! Besuchen Sie ein Tatta-Somba! Monsieur Alphonse erwartet Sie! (Tel. +229...)

Nicht lange, nachdem wir den höchsten Punkt in der malerischen Berglandschaft der Atakora überquert haben, steht Monsieur Alphonse schon an der Straße und erwartet uns. Er zeigt uns sein Dorf Boucoumbé. Er zeigt uns die Gärten. Grüne Paprika, rote Chilischoten, gelbe Maiskolben liegen zum Trocknen in der Sonne.

Er zeigt uns den riesigen Baobab, in dessen Schatten die Familienzeremonien und größeren Feste abgehalten werden. Er zeigt uns die Schule, die er für seine Kinder und die der umliegenden Familien gebaut hat. Die nächste staatliche Schule, erklärt er, wäre zu weit weg, und da hätte er nach dem Rat des staatlichen Lehrers, der jede Woche ein paar mal vorbei kommt, den schattigen Unterstand errichtet. Denn lesen, schreiben und rechnen zu können, sagt er, sei für die Kinder heute wichtig,

Monsieur Alphonse

um sich in der Welt zurecht finden zu können.

Dann zeigt er uns sein Tatta-Somba. In der speziellen Bauweise, wie er sie von seinem Vater und Großvater beigebracht bekam, gibt es auch einen ebenerdigen Zugang. Wir treten ein. Drinnen ist es dunkel. Der Qualm vom Herdfeuer brennt in den Augen. Der Ruß, erklärt er, festigt die Bausubstanz und imprägniert sie gegen Termiten. Vom dunklen Raum im Erdgeschoss, das in jeweils einer Nische von seiner Familie und von den Haustieren bewohnt wird, steigen wir auf dem selben Weg wie der abziehende Rauch über eine Leiter nach oben. Auf der Terrasse sind weitere Gemüse zum Trocknen ausgelegt. Monsieur Alphonse öffnet für uns die kleinen runden Türmchen, in denen im ersten Stockwerk der Tatta-Sombas die Temperatur und Luftfeuchtigkeit das ganze Jahr über konstant ist und worin das Saatgut und Getreide gelagert wird, gut geschützt vor Mäusen und anderen Nagern.

Zehn bis fünfzehn Jahre würde ein Tatta-Somba halten, sagt Monsieur Alphonse. Dann müsste ein neues errichtet werden. Im Laufe der Zeit hätte sich die Bauweise den wechselnden Anforderungen und Lebensbedingungen in der Atakora angepasst. Anfangs, zur Zeit der Sklavenjäger, sollten die Bauten vor allem auch gut zu verteidigen sein. Sie seien zwar niemals uneinnehmbar gewesen, sagt Monsieur Alphonse, aber für die Feinde einnehmbar doch nur immer unter Verlusten.

Monsieur Alphonse erzählt, er würde jetzt auch Baumwolle für den Weltmarkt anbauen. Von den Erträgen würde er stets etwas zur Seite legen, und wenn dazu noch mehr Besucher kämen wie wir, um sein Tatta-Somba zu besichtigen, dann hätte er vielleicht irgendwann das Geld beisammen, um seiner Familie ein richtiges Haus bauen zu können. Ein richtiges Haus mit elektrischem Strom und fließendem Wasser. - - -

Je näher wir Natitingou kommen, umso mehr „richtige Häuser“ sehen wir an der Straße. Kleine Häuser, größere Häuser, Villen. Viele der Häuser verweisen mit ihren Rundungen und aufgesetzten Türmchen auf die Tatta-

Somba-Architektur. Auch das größte Hotel in Natitingou sieht aus wie ein gigantisch großes Tatta-Somba.

Am Regionalmuseum von Natitingou hängt ein Plakat: „Entdecken Sie die Authentizität!“ Dazu das Bild eines Tatta-Sombas.

Das Museum wird nicht mehr von dem Künstler betrieben. Es wurde mittlerweile professionalisiert. Jene Stücke, die auch vom militärischen Widerstand gegen die Eindringlinge zeugten, sind nicht mehr ausgestellt. Das Museum ist jetzt ganz auf die lokale Spezialität der Tatta-Sombas fokussiert.

„Tatta“ heißt „Haus“; die „Somba“ sind nur eines von vielen Völkern und Sprachgruppen in der Region Atakora, die alle solche Häuser bauen. Insofern ist es nicht korrekt, nur von „Tatta-*Sombas*“ zu sprechen. Aber „Tatta-Sombas“ und das „Tatta-Somba-Land“ sind recht eingängige Trademarks im Umgang mit den avisierten Touristen.

Entdecken Sie die Authentizität!

In der Atakora (2000, l., und 2012)

In der Atakora (2012)

In Monsieur Alphonse'
„Tatta-Somba“ (2012)

15. Tag: Les Chutes de Kota
Zuviel Wasser

In der Atakora (2012)

Wir sind wieder *en panne.* Diesmal ist der Kühler undicht. Janvier wird sich bemühen, das Problem bis zum Abend zu beheben. Von der Werkstatt gehen wir hinauf an die Hauptstraße von Natitingou und halten das nächste Mopedtaxi an. „Könnten Sie uns zu den Wasserfällen von Kota bringen? Wir machen dort ein paar Fotos und wollen diese drei Bildtafeln von 2000 in der Landschaft aussetzen. Und anschließend bringen Sie uns hierher zurück?“ – „Es wird mir ein Vergnügen sein.“ Sandou ist hoch erfreut. Fünfzehn Kilometer hin, die Wartezeit, fünfzehn Kilometer wieder zurück – der Geschäftstag ist so gut wie gelaufen. Er ruft seinen Freund Rouzak an. Der kommt kurz darauf mit einem zweiten Moped für Silvia an. Ich steige hinter Sandou auf und während der Fahrt klemmen wir uns die Bildtafeln unter den Arm, aber ihr Flattern im Fahrtwind zu bändigen, ist auf die Dauer doch ziemlich anstrengend.

Bei der Bar mit kleinem Hotel und Jugendbegegnungsstätte in der Nähe der Fälle stellen wir die Mopeds ab. Wir entrichten unseren Besucherobulus, und folgen dem Trampelpfad in den Busch. Hundert Meter von der Bar entfernt ist der Bach schon zu hören. Wir kommen ans Wasser. Ein kleiner Steg führt auf die andere Seite. Von dem Steg aus hatte ich damals das erste Foto gemacht. „Es ist mehr Wasser als auf dem Foto, oder täusche ich mich?“ Der Bach hat seinen Lauf geändert, und es ist nicht leicht, zu beurteilen, ob er tatsächlich mehr Wasser führt als damals.

Wir folgen dem Bach noch ein Stück, nehmen dann die Abzweigung nach links in den Wald, und in einem kleinen Bogen steigen wir zum Fuß der Wasserfälle hinab. Von hier aus besteht kein Zweifel: Das Wasser stürzt beinah als eine einzige Wasserfront in die Tiefe, wo es sich vor zwölf Jahren noch in mehrere Sturzbäche aufgeteilt hatte. Sandou vergleicht mit dem Foto und fragt: „Die Aufnahme ist zur

Die Wasserfälle von Kota (2000)

selben Jahreszeit gemacht worden?“ – „Nicht ganz. Wir sind um knapp zwei Wochen später dran als damals.“ – „Zwei Wochen später? Dann sollte da jetzt aber *weniger* Wasser sein. Es ist aber eindeutig mehr!“ – Rouzak meint: „Es regnet zu viel. Es ist schon November und es regnet immer noch. Normalerweise konnten wir im November, wenn wir mit Freunden hierher kamen und Partys feierten, immer auch schon schwimmen gehen. Bei den Wassermassen jetzt würde ich mich das nicht trauen. Ich bin nicht der beste Schwimmer. Früher konnte ich um diese Zeit immer schon schwimmen gehen.“ –

„Ist das der Klimawandel?“ frage ich. –

„Ganz klar“, sagt Sandou. „Seit ein paar Jahren regnet es fast jedes Jahr bis in den November, während es früher vielleicht alle zehn Jahre mal bis in den November geregnet hat. Für die Landwirtschaft ist das eine Katastrophe. Solange es keine Trockenzeit gibt, kann die Ernte nicht eingebracht werden. Wenn es noch lange weiter regnet, verfault die Ernte auf den Feldern und droht uns für nächstes Jahr wieder eine Hungersnot.“

Sandou und Rouzak studieren in Natitingou Agrarwirtschaft. Sie sind auf dem Land aufgewachsen, in die Stadt gezogen, und mit dem Mopedtaxifahren finanzieren sie ihr Studium. Als wir wieder oben bei der Bar sind, erzählen sie uns bei einem guten Essen und ein paar Getränken von ihrem Leben. Sandou führt meist das Wort. Rouzak sitzt dabei und macht nur gelegentliche Einwürfe, aber die sind dann auch nicht von schlechten Eltern.

„Es ist wichtig, die Agrarwirtschaft richtig zu lernen. In jeder bäuerlichen Familie sollte wenigstens einer Agrarwirtschaft studiert haben. Damit solche Fehler wie bei der Baumwollkrise nicht wieder passieren.“ – „Was für eine Baumwollkrise?“ – „Das war vor sechs Jahren. Eine Katastrophe. Die Entwicklungshelfer und die staatliche

Rouzak Boukali (l.) und Sandou Tambiga

Aufkaufbehörde hatten Kurse für die Bauern abgehalten, wie viel schönes Geld sich mit Baumwolle verdienen lasse und was man damit dann alles kaufen kann. Alle Bauern waren dem Rat gefolgt und stellten komplett auf Baumwolle um. Pünktlich zur Erntezeit, ein halbes Jahr später, fiel natürlich der Baumwollpreis in den Keller. Die Bauern erwirtschafteten nicht einmal die Hälfte des Geldes, das sie erwartet hatten. Essbares hatte niemand mehr angebaut, und so wurden die Grundnahrungsmittel auf den Märkten knapp und unerschwinglich teuer. 2006 war ein ganz übles Hungerjahr." –

„Ist das nicht eine Schande?" frage ich. „Wie oft haben die Menschen diesen Fehler schon gemacht? Alle stellen sie auf Weltmarkt um und produzieren sie das Gleiche. Das bedeutet: Überproduktion. Preisverfall. Elend und nackte Not. Da gibt es Hunderte von Entwicklungshelfern im Land, aus circa dreißig Nationen. Viele sind ausgewiesene Landwirtschaftsexperten und just in diesem Bereich der Entwicklungshilfe tätig. Sie halten Kurse für die Bauern ab und bilden auch die staatlichen Aufkäufer aus, *briefen* sie für den Weltmarkt. Aber keiner kommt auf die Idee, die Bauern zu warnen, sie sollen nicht wieder in dieselbe Falle tappen, in der auch in der Vergangenheit schon so viele Menschen zu Grunde gegangen sind? Es ist eine Schande! Entweder die Menschheit lernt nichts dazu und muss immer wieder denselben Fehler machen, oder sie wird absichtlich dumm gehalten – denn die Textilkonzerne kommen dadurch ja doch an billige Rohstoffe – und man nimmt es bewusst in Kauf, dass die Bauern vor die Hunde gehen. Es ist eine Schande – so oder so!" –

„Eine gemischte Produktpalette ist natürlich die Lösung. Monokulturen sind immer schlecht. Der Fruchtwechsel ist auch wichtig, damit die Böden nicht auslaugen." –

„Dann studiert ihr jetzt also Landwirtschaft und geht danach zu euren Familien zurück und bestellt dort den Boden?" –

„Ich weiß es noch nicht. In der Landwirtschaft könnte die Zukunft liegen. Es gibt genug fruchtbares Land hier, um Benin zu einer Kornkammer Westafrikas zu machen. Wenn wir nur ein paar Maschinen hätten und nicht immer alles mit den Händen machen müssten, könnte das eine Perspektive sein. Aber die Landwirtschaft ist eben auch mit großen Unsicherheiten verbunden. Wir haben es ja vorhin gesehen: In diesem Jahr lässt wieder die Trockenzeit auf sich warten. Niemand kann sagen, wie sich der Klimawandel weiter auswirken wird. Drum ist es gut möglich, dass ich auch nach dem Studium weiter in der Stadt bleibe und Zemidjan fahre. Jetzt, da ich die Lizenz schon einmal habe? Die Kosten für die Schulung, für die Lizenzgebühren und für die Weste mit der Zemidjannummer hat sich meine Familie mehr als ein Jahr lang vom Mund abgespart. Mit dem Zem habe ich doch jedenfalls ein geregeltes Einkommen und ich kann meiner Familie etwas zurück geben. Auch wenn ich weiter in der Stadt wohne und Zemidjan fahre, kann ich meinem Vater Tipps geben und ihm erzählen, was ich über Landwirtschaft gelernt habe.“ –

„Wie läuft das? Zuerst müsst ihr eine hübsche Stange Geld aufstellen, um an die Lizenz zu kommen. Und ihr fahrt jetzt für einen Patron?“ –

„Genau. Er gibt mir für einen Tag das Moped und kassiert dafür einen Fixpreis. Die Spritkosten trage ebenfalls ich, und so bleiben mir am Ende des Tages vom Umsatz normalerweise zwei-, drei-, bis zu 4000 Francs. (1) Das ist nicht so schlecht. Noch besser wäre es natürlich, wenn ich das Geld für ein Moped zusammen bekäme und auf eigene Rechnung fahren könnte. Aber ob mir das je gelingt? Es gab auch schon genügend Fälle, dass ein Kollege endlich das Geld beisammen hatte für ein gebrauchtes, älteres Moped, und das ging dann kaputt, er hatte kein Geld mehr für Reparaturen und musste es

(1) Also bis zu ≈ 6 Euro.

mit Verlust wieder verkaufen. Nein, ich bin Realist. Wahrscheinlich werde ich auf den Zems meines Patrons hängen bleiben. Es gibt auch keine anderen Jobs. Die einstige Konservenfabrik wurde von Cotonou aufgekauft und als unerwünschte Konkurrenz gleich am nächsten Tag still gelegt. Es gibt jetzt keine Fabrik mehr in Natitingou, keine verarbeitende Industrie. Der Tourismus wäre noch die andere Perspektive. Aber immer nur `Tatta-Sombas, Tatta-Sombas´? Wir müssten den Besuchern viel mehr vermitteln von unserer einzigartigen Kultur. Bei uns gab es zum Beispiel nie einen Chef. Wir haben hier auch keine Priester. Bei uns gibt es keine herausgehobenen Machtpositionen. Auch lange bevor in Nati das Regionalparlament seine Arbeit aufgenommen hat, waren wir schon immer die besten Demokraten, die man sich vorstellen kann. Jedes Tatta, jede Familie hat bei uns von jeher die gleichen Rechte. Die Franzosen mussten uns die Égalité nicht erst erklären.

Natürlich schulden wir dem Familienvater Respekt. Auch der Mutter. Wir achten die Rechte der Frauen. Wir lieben unsere Kinder. Wir verabscheuen jede Art von Gewalt. Das Leben hier ist nicht so schlecht. Ich liebe die friedlichen und freundlichen Menschen in der Atakora. Nie im Leben würde ich von hier weg gehen wollen.“

Bei den Wasserfällen von Kota (2012)

Les Chutes de Kota (2000, l.) und 2012

16. Tag: Parakou (2)
So wird hier gestritten!

(Parakou, 2012)

Janvier

Auch unser erweitertes Team ist noch erodiert. Janvier, der uns nach Ouidah und Grand Popo chauffiert hatte und von dort nach Abomey, Savalou, Parakou und in den Nordwesten, hat es bis jetzt nicht geschafft, den Honda wieder in Gang zu bringen. Er ist noch immer in Natitougou. (Wie es tatsächlich heißen muss. „Nati*tin*gou“ ist eine Anpassung an das Sprachgefühl der ehemaligen französischen Kolonialherren. Oder man nennt die Stadt wie die meisten Bewohner einfach nur zärtlich verkürzend „Nati“.) Wir haben ein anderes Auto genommen und ließen uns nach Parakou bringen. Janvier will so bald als möglich nach kommen.

Vermutlich hatte er einen Fehler gemacht: Den Leuten in der Autowerkstatt in seinem jugendlichen Ungestüm - und um uns etwas Gutes zu tun - widersprochen: Die Kosten für den Ersatzkühler seien viel zu hoch, und er würde jetzt los ziehen und einen billigeren suchen. Da ließen sie den jungen Schnösel aus der großen Stadt, der nicht einmal ihre Sprache spricht, voll auflaufen. Auf eigene Faust wird Janvier hier keinen Kühler finden, und am Ende wird er tagelang in Nati fest hängen. Erst ganz zum Ende der Reise, wenn wir aus Parakou zurück nach Cotonou fahren, wird er wieder zu uns stoßen.

Draußen ist es heiß. Silvia hält Siesta. Ich sitze im klimatisierten Hotelzimmer in Parakou und blättere im *Matinal,* den ich gestern erstanden habe ...

Seuchenalarm in Comé. Zwölf Cholerafälle in der Kreisstadt nicht weit von Grand Popo. Die Abwasserkanalisation ist durch die rasch anwachsende Bevölkerung und den vielen Regen überlastet. Die Lage ist aber, versichern die

Gesundheitsbehörden, unter Kontrolle. - - - Eine Vielzahl kleinerer Berichte handelt vom Fête de la Tabaski, vom moslemischen Opferfest, das in Benin überall, nicht nur in den moslemischen Gegenden, als Feiertag begangen wird. Diverse Politiker, christliche und Voodoowürdenträger kommen zu Wort und wünschen den moslemischen Landsleuten ein gesegnetes Fest. - - - Internationales: Bei einem Attentat mit einem mit Sprengstoff gefüllten Auto gegen einen christlichen Gottesdienst in Kaduna, Mittelnigeria, werden acht Menschen getötet, darunter der Attentäter. Es gibt hundertfünfundvierzig Verletzte. In der Folge kommt es zu antimoslemischen Ausschreitungen. Ein Taxifahrer wird lebendig verbrannt. Erst vor vier Monaten hatte es dort drei Bombenattentate und anschließend Ausschreitungen mit mindestens neunzig Toten gegeben. - - - Inneres: Die drei Verhafteten in der mysteriösen Affäre um das Giftattentat von vor zwei Wochen gegen Präsident Boni wurden in das Gefängnis Missérété verlegt. Da es *indiscretions* über den Verlauf der Ermittlungen gegeben hätte, dürften sie bis auf weiteres keinen Besuch mehr empfangen. - - - Manuel Barroso hat als erster EU-Ratspräsident Cotonou besucht. In den Gesprächen ging es um die Entwicklungshilfe der EU und um die Situation in Nordmali, wo Islamisten (und Krieger von Nomadenstämmen) das Machtvakuum nach dem Militärputsch vom vergangenen Juli ausgenutzt und weite Gebiete unter ihre Kontrolle gebracht haben. - - - Am Ende studiere ich im *Matinal* noch die aktuellen Fußballergebnisse der 1. Ligen aus England, Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland, bis Silvia aus dem Mittagsschlaf erwacht. Danach drehen wir eine Runde durch Parakou. Wir besuchen einen hübschen Markt. Anschließend lassen wir uns in der Bar gegenüber auf ein Bier nieder.

Vor dem Gegenverkehr will der PKW-Fahrer noch schnell nach links in das Marktgelände abbiegen, übersieht einen Zemidjanfahrer, der ihn noch überholen wollte, und stößt ihn und seine Passagierin vom Moped. Zum Glück ist nichts Schlimmeres geschehen. Die Passagierin scheint trotzdem unter Schock zu stehen. Der Zemidjanfahrer hilft ihr auf, erkundigt sich nach ihrem Befinden. „Es ist alles okay." Er richtet das Moped auf, begutachtet es, wendet sich an den Autofahrer und macht ihm Vorwürfe: „Kannst du nicht aufpassen? Wir hätten tot sein können!" Der Autofahrer schimpft zurück. Er hätte ja den Blinker

gesetzt, und ein guter Mopedtaxifahrer hätte da nicht mehr überholt. Er hätte ja rechts vorbei fahren können. Viele Zemidjans, mit und ohne Passagiere, kommen hier vorbei. Alle halten sie jetzt an und kommen dem Kollegen zu Hilfe. Leute vom Markt gegenüber, die den Vorfall beobachtet haben, kommen ebenfalls hinzu. Deren Meinungen sind, was die Schuldfrage angeht, geteilt. Es wird lautstark diskutiert. Immer noch mehr Leute kommen dazu. Es entsteht ein Riesengeschrei. Die Zemidjanfahrer in den gelben Westen sind in der Überzahl und werden immer noch mehr. Gleich werden hier - das ist ganz klar - die Fäuste fliegen. Und dann plötzlich: Ruhe. Nur ein leises Grummeln ist noch zu hören. Die Leute drehen sich voneinander weg und gehen auseinander.

Monsieur Simeon

„So wird bei uns gestritten!“ Der Mann am Nebentisch vor der Bar hat das Geschehen beobachtet wie wir. „Es *kann* nicht nur so aussehen, als ginge da gleich eine wilde Schlägerei los. Es *muss* so aussehen. Das bietet den Konfliktparteien die Gewähr, dass man alle Argumente hinreichend vehement ausgetauscht hat. Denn vielleicht kann ja die andere Seite etwas daraus lernen? Aber warum sollte man sich dann noch prügeln wegen einer Sache, die bereits passiert und nicht mehr zu ändern ist? Das hätte ja keinen Sinn!“

Monsieur Simeon setzt sich zu uns an den Tisch. Er ist Eisenbahner, sein Leben lang. „Ich dachte, die Bahn in Benin wäre still gelegt?“ - „Güterverkehr gibt es noch. Ich bin am Bahnhof in Parakou für die Ladung der Waggons zuständig. Hauptsächlich landwirtschaftliche Produkte gehen von hier nach Cotonou. Ein Teil wird dort weiter verarbeitet oder landet auf den dortigen Märkten. Der andere Teil geht in den Hafen und von da weiter ins Ausland. Fünf Monate habe ich noch ...“

Monsieur Simeon steht kurz vor der Pension. Er gehört zu den wenigen Menschen in Benin, die tatsächlich auf eine - wenn auch kleine - Rente zählen dürfen. „Bevor ich sterbe, möchte ich noch einmal in meinem Leben Europa sehen. Frankreich. Meine Tochter lebt in Paris. Paris! Der Eiffelturm. Notre Dame. Eine Flussfahrt auf der Seine. Meine liebe Tochter noch einmal sehen in Paris nach den langen Jahren der Trennung - das wäre mein größter Wunsch!“

Geoffroy sieht das ganz konträr. Auf meine (gewiss noch unverbindliche) Einladung hin, er müsse mich auch einmal in Europa, in Wien besuchen kommen, entgegnet er, dies stehe auf absehbare Zeit nicht auf seinem Plan. Er hat zusammen gezählt und ist auf sechzehn Länder in Afrika gekommen, die alle eine besondere Rolle gespielt haben in der Geschichte des Kontinents. Sie erstrecken sich von Ägypten als der ältesten und berühmtesten Hochkultur Afrikas bis nach Südafrika - wegen des langen und am Ende siegreichen Kampfes gegen die Apartheid - und bis nach Marokko als westlichsten Punkt der ersten islamischen Expansion und wegen seiner Nähe und Frontposition zu Europa. Diese sechzehn Länder möchte er erst alle bereist und kennengelernt haben. Elf fehlen ihm noch. Erst danach würde er auch die anderen Kontinente vielleicht einmal bereisen wollen.

Sidy (l.) und Geoffroy (in Ouidah)

Ich habe heute mit ihm telefoniert. Geoffroy hat mir zugesagt, mir am Ende meines Aufenthalts noch ein paar Tage Gesellschaft zu leisen. Er wird mir ein paar Dinge zeigen, die wir bei unserer verdoppelten Reise noch nicht im Programm hatten, und ich möchte ihm - weil er ja wirklich alles zu wissen scheint über Benin - einige Fragen stellen, die sich für mich hier aufgeworfen haben. Aber bevor er mir zugesagt hat, wollte er es schon noch ganz genau wissen, warum Sidy, der Afrikaner im Team, uns verlassen und die Zusammenarbeit mit uns aufgekündigt hat.

Mit ein paar Tagen Abstand, denke ich, kann ich es jetzt besser erklären. Und ich hoffe, dass ich, wenn ich meine Sichtweise des Konflikts hier noch einmal darlege, auch seiner Sicht der Dinge gerecht werde und ihm damit nicht wieder zu nahe trete.

In Wien war zwischen uns noch alles paletti. Sidy hat viel zu dem Projekt beigetragen: mein Reisetagebuch aus 2000 analysiert und es kritisiert, wo er eurozentristische oder neokoloniale Sichtweisen zu sehen meinte. Zu den Planungen der neuerlichen Reise eine Menge Anregungen geliefert und dabei Diskurse angeschnitten, die mir zum Teil völlig neu waren. Dabei hatte es manchmal, wenn ich seine Bemerkungen in Frage stellte und es ganz genau wissen wollte, auch harte Auseinandersetzungen zwischen uns gegeben. Dass es

auch hier Streit geben würde, war von vorneherein klar. Es war geradezu ein Teil unserer Vereinbarungen.

Aber als wir dann hier in Benin waren, geriet Sidy in eine - gelinde gesagt - undankbare Rolle. Dass er uns einen leichteren Zugang zu den Einheimischen verschaffte, als wenn wir als rein weißes Touristenpärchen hier aufgetaucht wären, war der eine Teil seiner Aufgabe. Dieses hat er gut gemacht. Das war nicht das Problem. Das Problem resultierte aus dem zweiten Teil seiner Aufgabe: Auch weiterhin sollte er seinen - grob gesprochen - „afrikanischen Standpunkt“ in das Projekt einbringen und von dieser Warte aus uns kritisieren, wenn er es für richtig hielt. Sobald er dies tat, brach ich regelmäßig Diskussionen vom Zaun, und ich habe sie oft auch bewusst zugespitzt, um die Differenzen zwischen uns auf den Punkt zu bringen. Dieses war immer noch nicht das Problem. Dieses hatten wir auch in Wien schon so gehandhabt.

Der Knackpunkt und mein großer Fehler war es dann aber, dass ich bei diesen Diskussionen (trotz meiner beschränkten Sprachkenntnisse) immer dann in die französische Sprache wechselte, wenn auch unsere einheimischen Ratgeber zugegen waren. Nicht, weil ich damit „Zeugen“ gesucht hätte für meine vermeintlich besseren Argumente. Nein, mal hatte ich die schlagenderen Argumente, dann wieder er. Dieses hielt sich so ungefähr die Waage. Aber indem ich in dieser Weise unseren Diskussionskreis erweiterte, wurde ihm damit sein Dilemma unübersehbar vor Augen geführt, was seine Rolle in dem Projekt anging: Für unsere beninischen Freunde waren diese oft überhitzt geführten Diskussionen nämlich Diskussionen unter Europäern. Sie sahen Sidy zwar auch als Westafrikaner an, aber mindestens ebenso sehr auch als Europäer. Und sobald ich sie in die Diskussionen mit einbezogen hatte, *konnte* Sidy nicht mehr die Aufgabe ausführen und ausfüllen, einen oder gar den „afrikanischen Standpunkt“ in das Projekt mit einzubringen. Sobald ich den Diskussionszirkel derart erweiterte, wurde er sofort ganz ebenso ein unkundiger Fremder hier im Land wie wir anderen beiden im Team.

Bei seiner Suche nach dem Brunnen hatten ihn das die Einheimischen ja auch leidlich spüren lassen, dass sie ihn nicht als einen der ihren, sondern als

Europäer ansahen, der notorisch viel Geld in der Tasche hat, welches von ihm nun verdient werden will. Aus diesem identitären Dilemma, im Team und in seinem Selbstbild ein Afrikaner zu sein, für die Einheimischen aber immer auch ein Fremder, ein Europäer zu bleiben, gab es für ihn kein Entrinnen. Allenfalls hätte er noch mit Selbstironie auf die Situation reagieren können. Aber diese Fähigkeit geht ihm leider vollkommen ab. (Was nebenbei auch heißt: Ich habe nicht besonders gut gecastet.)

Manchmal hatte er noch versucht, mit einer Kehrtwende auf das Dilemma zu reagieren: Wenn er schon Europäer war, dann konnte er sich ebenso gut auch als ein solcher benehmen: sich spendabel zeigen, den Leuten vorführen, was er sich hier alles leisten kann. Was dann aber regelmäßig Silvia als unsere Finanzbeauftragte auf den Plan rief mit ihren mantramäßig vorgetragenen Hinweisen auf unser nicht gerade allzu üppig ausgestattetes Budget. Dieses dürfte für Sidy das Fass endgültig zum Überlaufen gebracht haben. Denn er ist in Senegal in einer Kultur aufgewachsen, in der es nicht eben zu den vorrangigen Zielen in der Erziehung gehört, dass sich die späteren Männer auch von Frauen gerne etwas sagen lassen. So war dies für ihn jedes mal noch eine weitere Kränkung.

Dies alles zusammen genommen: von mir in den Diskussionen in seiner afrikanischen Identität hinterfragt und in Frage gestellt, von den Afrikanern nicht als einer der ihren akzeptiert zu werden, dazu noch ständig am finanziellen Gängelband einer Frau - früher oder später *musste* es dazu kommen, dass er die Option zog, sich auszahlen zu lassen und lieber noch ein paar schöne Tage in Cotonou zu verbringen bis zum Rückflug, ohne all das nervige Gestreite. - - -

Bevor wir zum Abendessen gehen, sehe ich noch kurz fern. Eine brasilianische *soap opera.* Blasse Schönheiten schmieden finsterste Intrigen, in portugiesischer Sprache mit französischen Untertiteln. Der Hauptdarsteller, ein *latin lover,* wie er im Buche steht, ist krankhaft eifersüchtig und schlägt seine Frau. Fortsetzung folgt. Es folgen die Hauptabendnachrichten.

Beim westafrikanischen Gipfel wurde die Entsendung einer gemeinsamen Truppe nach Mali beschlossen. Die Islamisten haben bereits viele unersetzliche Kulturgüter zerstört in Timbuktu und verbreiten ihren fanatischen, an sich ganz unafrikanischen Tugendterror.

Der neue französische Präsident François Hollande hat den Gipfel besucht. Für die Leute hier traf er im Gegensatz zu seinem nassforschen Vorgänger Sarkozy den richtigen Ton: Das Problem in Nordmali sei ein afrikanisches und könne nur von den Afrikanern selbst gelöst werden. Aber aus den bekannten historischen Gründen würde Frankreich sich auch nicht verweigern, wenn die Afrikaner dabei Hilfe und Unterstützung brauchen sollten.

Aus Benin werden zweihundert Soldaten nach Mali entsandt. Aber bis die Truppe der westafrikanischen Wirtschaftsgemeinschaft ECOWAS einsatzbereit ist, dürfte es sich noch ein paar Monate hinziehen. - - -

„Geoffroy, kann es sein, dass die vielen Völker und Religionen und Sprachgruppen in Benin auch deshalb so gut miteinander auskommen, weil sie in der Vergangenheit immer auch einen gemeinsamen Feind hatten: die beninischen Königshäuser, von denen sie überfallen und als Sklaven an die Europäer verkauft wurden? Aus einer kollektiven Erinnerung heraus etwa im Sinn von `Wir können nur überleben, wenn wir auch weiterhin zusammen halten?´“ -

„Aus deiner Sicht ist da sicher Wahres dran. Aber diese klare Trennung - hier die guten Völker, da die bösen Königshäuser - entspricht nicht unserer heutigen Realität in Benin. Es gibt gute Menschen, die aus den Königshäusern kommen, und es gibt manchmal auch böse tribalistische Ränke unter den Völkern. Das friedliche Zusammenleben der sechzig Völker in unserem Land ist gewiss bemerkenswert und eine große Errungenschaft. Aber Reibungen gibt es da sehr wohl. Der Friede muss immer wieder neu erkämpft und verteidigt werden. Ich möchte dich davor warnen, dieses komplexe Feld zu romantisieren und ein Idyll davon zu zeichnen.“

Wirtin (bei Bohicon, 2012)

Wirtin (in Porto Novo, 2012)

17. Tag: Waré Maro
Sieht so sanfter Tourismus aus?

(Waré Maro, 2012)

Der Bergführer Salomon vor dem Waré Maro;
links mit Victor Halbs Reisebegleiter Jürgen, 2000;
rechts mit seinem Kollegen Augustin, 2012

Aus dem Reisetagebuch von vor zwölf Jahren: -

Weiß der Teufel, warum, jedenfalls hat es sich so ergeben, dass just nach der ersten Nacht hier, die uns bis weit in den Morgen wach gesehen hat, ein Tagesausflug ansteht, der ein frühes Aufstehen erfordert, körperliche Fitness, vielleicht nicht ungefährlich ist: Wir wollen den Berg Waré Maro besteigen. Also stehen wir früh auf, mit Restalkohol im Blut, und warten. Bezüglich der Pünktlichkeit konnten wir uns bis jetzt nur beklagen, dass ihr immer ein zu großer Wert *beigemessen wurde. Heute jedoch kommt unser Fahrer Berti zu spät.*

Das Auto ruckelt bedenklich. Kurz hinter Parakou lässt Berti es in ein Dorf ausrollen. Einige Männer versammeln sich um die offene Kühlerhaube, während uns die Kinder bestaunen und Faxen machen. Ein Hoch auf den 504. Er fährt. Improvisation machte es möglich.

Fast erwischen wir einen kleinen Jungen, der knapp vor uns über die Straße läuft. Berti setzt zurück, steigt aus, sagt den umstehenden Männern, sie mögen doch besser auf die Kinder aufpassen. Die streiten zurück. Ich vermute, sie sagen, er *steuere ja dieses moderne Höllengefährt, und solle gefälligst aufpassen. Der Disput wird ziemlich lautstark und zieht sich.*

Zum Bergwandern ist es eigentlich zu spät, als wir im Dorf Waré Maro ankommen. Der Chef, bei dem wir uns anmelden sollen, ist in der sonntäglichen Messe und kommt erst à midi - *zu Mittag wieder. Salomon, der Bergführer, ist ebenfalls in der Messe. Ihn aus der Messe zu holen, ist aber möglich, sodass wir kurz vor* midi *endlich aufbrechen. Wenigstens das Wetter meint es gut mit uns: Noch ist es bedeckt, erst später, wenn wir fast schon oben sind, wird die Sonne heraus kommen.*

Aber zuvor steht noch eine knappe Stunde Fußmarsch an, durch den Busch und die Felder des Dorfes bis zum Fuß des Berges. Baumwolle, Mais, piment, *und, ich wusste doch, dass es das in diesen Breiten, wenigstens für irgendwelche Medizinmänner, geben muss:* Mary Jane. *Salomon legt ein gutes Tempo vor.*

Der Aufstieg auf die sechshundert und ein paar zerquetschten Meter ist wegen der Hitze nicht so leicht. Salomon geht voran und schlägt den Weg mit der Machete frei, trotzdem müssen wir uns noch durchkämpfen durch die hohe Vegetation.

Ein Fall von Mimikry: Einen ganzen Felsen lang machen Hunderte von Raupen hintereinander einen auf Schlange, indem sie sich zudem noch „aufblasen" und die leuchtend orangefarbenen „Nackenhaare" aufstellen. „Nicht berühren, giftig!" meint Salomon, aber das haben uns die Raupen ohnehin schon deutlich gemacht.

Der Boden ist ständig dicht mit Gräsern bedeckt, sodass du nie weißt, wo du hintrittst. Der Anstieg erfordert viel Konzentration, Flexibilität und Gleichgewichtsgefühl, und Berg- statt der Turnschuhe wären mir jetzt lieber. (Salomon geht in Sandalen.) Als dann auch noch die Sonne heraus kommt, bräuchte ich eigentlich eine Pause. Aber da hier kein Schatten ist, treibt uns Salomon unerbittlich weiter ...

Zwölf Jahre später: -

Ich kann nichts mehr sehen. Wieder trete ich in ein Loch, und um nicht umzuknöcheln, lasse ich mich gegen die Wand aus übermannsgroßen Gräsern fallen, die meinem Gewicht zum Glück stand hält. Ich bin klatschnass. Mein Herz rast. Der Schweiß brennt in den Augen. Die sperrigen Bildtafeln, die ich mir mit einem Riemen auf den Rücken geschnallt habe, sind schon ganz durchweicht von meinem Schweiß. Ständig bleibe ich mit den Scheißdingern in den Gräsern hängen. Ich kann nicht mehr!

Drunten im Dorf hatten sie ungläubig bis amüsiert auf die kuriose Idee reagiert, die großen Bildtafeln auf den Berg zerren und sie als Land-Art dort aussetzen zu wollen. Wieder sind wir spät dran gewesen. Es hat viel geregnet in letzter Zeit und die Vegetation am Berg steht höher und dichter, als es vor zwölf Jahren der Fall war. Und der, der sich da einbildet, die Bildtafeln auf den Berg schleppen zu wollen, ist heute, zwölf Jahre später, auch keine achtunddreißig mehr. In Anbetracht all dessen hatte Salomon darauf bestanden, einen zweiten Bergführer mitzunehmen, für alle Fälle...

Salomon geht voraus und schlägt mit der Machete grob den Weg frei. Augustin hinter ihm drückt mit einem langen Stab die Gräser für uns noch zur Seite. Dabei nehmen die beiden einen steilen, ziemlich direkten Weg. Das mag vernünftig sein, denn so müssen sie weniger roden und wir müssen uns ja auch sputen, bis zu Mittag die Sonne heraus kommt. Aber mit den Scheißtafeln am Buckel kann ich so steil bergan mit ihrem Tempo nicht mithalten, und je weiter wir hinter Salomon und Augustin zurück fallen, um so mehr richten sich die Scheißgräser vor uns auch schon wieder auf und legen sich uns in den Weg.

Nach etwa zwei Dritteln der Strecke sitzen Augustin und Salomon unter einem Baum und warten auf uns. Atemlos kommen wir bei ihnen an. Irritiert stelle ich fest, dass die beiden noch nicht einmal ins Schwitzen geraten sind. Sie erkundigen sich nach unserem Befinden. Auch die Reisegefährtin hatte sich bis gerade eben noch Sorgen um mich gemacht, wegen meines kräftezehrenden Kampfes mit den Bildtafeln. Aber jetzt ist sie ebenfalls nur noch mit sich selber beschäftigt. Völlig erschöpft schaut sie verkniffen drein und sagt kein Wort. Nach einer kurzen Rast und ein paar Zügen aus der Wasserflasche geht es uns wieder besser und wir gehen weiter.

Dann kommt die Sonne heraus. Die Wasservorräte sind schon fast aufgebraucht. Wenigstens geht es jetzt auch immer mal wieder über nackte Basaltplatten und nicht mehr ununterbrochen durch den dichten Busch. - - -

Im Reisetagebuch von 2000 findet sich dann das in mehrerlei Hinsicht aufschlussreiche „Gipfelgespräch“: -

Salomon fragt mich, nicht für sich, sondern für Freunde, ob es stimmt, dass ich jemanden nach Deutschland „einladen“ könnte, und dann wäre die Einreise nach Europa kein Problem mehr. Ein

Licht geht mir auf. Schon oft wurde ich nach meiner Adresse gefragt. Niemand weiß hier, wie das läuft: Sicher könnte ich meinen Servus unter eine Einladung setzen, und die Person bekäme dann ein Touristenvisum für ein, zwei, drei Monate. In dieser Zeit müsste ich zum Beispiel für die Kosten eines Krankenhausaufenthalts gerade stehen. Danach aber perfiderweise auch für das Flugticket im Falle einer Abschiebung. Die Leute hier haben keine Vorstellung von Deutschland mit seinen vielen Polizeikontrollen aufgrund rassistischer Kriterien. Sie denken, wenn sie erst einmal da sind, regelt sich der Rest ganz wie von selbst, so wie es hier läuft. Dafür also wollen sie die Adressen ...

Wir fragen dann Salomon, ob wir ihm jetzt sein Honorar aushändigen sollen.

„Nein“, lehnt er ab. „Das Geld gebt ihr dem Chef, wenn wir wieder drunten sind. Es ist nicht für mich persönlich. Es ist fürs ganze Dorf. Wir kaufen damit, was wir am dringendsten benötigen.“ -

„Was kauft ihr mit dem Geld?“ -

„Manche Sachen können wir nicht selber herstellen. Die müssen wir auf dem Markt kaufen. Deshalb ist es wichtig, dass von Zeit zu Zeit Touristen kommen und auf den Berg steigen. Wir brauchen nicht viel Geld, aber ein bisschen brauchen wir eben doch.“ -

„Was kauft ihr mit dem Geld?“ -

„Messer und Sensen. Kochtöpfe. Wenn etwas über bleibt, manchmal auch Saatgut. Jedenfalls aber nichts aus Kunststoff! Plastik schädigt die Umwelt. Eine intakte Umwelt ist das wichtigste, was wir haben. Deshalb hat unser Ältestenrat schon vor langem beschlossen, dass wir hier bei uns kein Plastik haben wollen.“ - - -

Die Tourismusbeauftragte in Waré Maro

Zwölf Jahre später: Es gibt keine gemeinsame Kasse mehr - die Bergführer arbeiten auf eigene Rechnung. Die Bergtouren auf den Waré Maro wurden vor kurzem auch vom Beniner Tourismusministerium offiziell zertifiziert. Das Dorf hat jetzt eine Tourismusbeauftragte, die die Besucher empfängt und ihnen die Bergführer zuteilt. Dies macht also auch nicht mehr der Chef des Dorfes. Am Weg zum Fuß des Berges wurden Bänke aufgestellt für die Touristen, und neben dem Weg sind viele Pflanzen und Bäume nach Art eines Naturlehrpfads auf kleinen Täfelchen benannt und beschrieben.

Plastik hat sehr wohl Einzug gehalten im Dorf Waré Maro. Im Straßengraben an der Hauptstraße ist genug davon zu besichtigen.

Aber abgesehen davon verlief der Rest des Tages wieder so ähnlich, wie ich es im Reisetagebuch vor zwölf Jahren beschrieben hatte: -

Der Abstieg ist noch einmal sehr anstrengend, da du wegen der üppigen Vegetation nie weißt, wo du hintrittst. Unten dann der Fußmarsch zurück ins Dorf mit gehörigem Tempo. Wir sind doch sehr spät losgegangen und die Sonne geht bald unter.

Danach waren wir noch mit den Männern und Jungs in der Dorfkneipe. Es verstärkt sich der Eindruck, den wir erhielten, als wir zuvor auf Salomon gewartet haben. Die Leute sind alle sehr, sehr freundlich, gut drauf, lachen viel. Es ist tatsächlich kein Plastik zu sehen. Keine Autos. Wenige sprechen Französisch, also alle mit Händen und Füßen zu uns. Wir bekommen gebackenen Maniok. Ich gebe Zigaretten aus. Wir machen Faxen mit den Kindern. Scherzen als Erwachsene unter uns.

Ich habe den Eindruck, im Dorf gibt es eine starke Übereinkunft, die Weißen freundlich aufzunehmen und auf ihren Berg zu führen, weil sie die Einkünfte daraus gemeinsam nutzen und sich sicher sind, dadurch ihren Lebensstil, ganz ohne Plastik, beibehalten zu können.

Sieht so „sanfter Tourismus“ aus?

(2000)

(2012)

Das Dorf Waré Maro, 2000 (l.) und 2012

18. Tag: Karimama
Am Niger

Auf einer Brücke bei Guéné (oben: 2000; unten: 2012)

Héwé (2012)

Bei Petit Paris (2012)

Bei Guéné (2000)

Akilou, der, Fahrer, der uns schon nach Waré Maro und wieder zurück nach Parakou gebracht hat, fährt uns jetzt auch in den Norden, nach Karimama, an den Niger.

Bis Guéné gute Straße, danach ausgewaschene *piste rouge.* Umfahren den Wildpark. (Der andere ist bei Tanguiéta. Beide sind durch einen Korridor an der Grenze zu Burkina Faso miteinander verbunden. Für Fotosafaris falsche Jahreszeit - wie auch schon vor 12 Jahren. Die belgische Reisegruppe in T. hatte kein einziges Viech vor die Kamera gekriegt. Dieses Touri-Highlight bleibt uns also noch. Beim nächsten Mal also in der Trockenzeit fahren und dann: den Tropenhelm nicht vergessen!)

Ausschau nach der Brücke. Sie muss direkt an der Strecke liegen. 3 Fotos aus 2000: eine Kindergruppe, zwei Landschaftsbilder. Die Brücke kam gleich hinter Guéné. Bildtafeln # 30, 31, 32 ausgesetzt.

Danach im Schritttempo bis Karimama. Nachmittags Ankunft. Strom gibt es jetzt. Aber immer noch kein Hotel. Einen spartanischen Bungalow ohne Strom und fließend Wasser, mit *douche afriquaine,* Wassertonne mit Schöpfkelle, gefunden. Normalerweise Unterkunft für Wildhüter. - - -

In diesem Stil geht's über weite Strecken in meinem Reisetagebuch aus 2000. Protokollarisch abgehackte, unvollständige Sätze. Grauslich! Furchtbar! Das kann ich echt nicht verwenden! Für das neue Buch werde ich diese Passagen aus- und umformulieren müssen.

Lass es so stehn!
Ich kenn das schon.
Ich habe damit kein Problem.
So ist er eben, der Europäer.
Er taucht nicht ein, lässt sich nicht gehn.
Penibel und von außen oder oben registriert er
Und hält fest,
Was sich für ihn verwenden lässt.
Führt Protokoll
Und fährt nach Haus.
Und wenn die Leute schön weit weg sind,
Um die's da geht,
Dann arbeitet er es aus,
Von Fall zu Fall,
Und je nachdem
Macht für die Freunde er 'nen Diaabend,
Ein Memorandum für die Kolonialbehörden,
Oder auch ein hübsches Reisebuch,
Oder eine Ausstellung im Völkerkundsmuseum draus. - - -

Imorou Tataou

Unser Fahrer Akilou war noch nie in Karimama. Aber er hat hier einen Onkel. Diesen hatte er angerufen, und er hat uns auch schon zu unserer Unterkunft im Wildhüterbungalow verholfen. Jetzt sitzen wir mit ihm beim Abendessen.

Monsieur Tataou lehrt an der moslemischen Schule Physik und Mathematik. Er lacht gern und viel, hat nicht das geringste Problem damit, dass wir beide Alkohol trinken und sein Neffe auch, und mit seiner direkten und offenen Art hat er speziell bei Silvia, die schon einige schlechte Erfahrungen mit moslemischen Männern hat machen müssen, sofort einen dicken Stein im Brett.

Einerseits, sagt er, hätte sich ungeheuer viel getan hier in den letzten Jahren. Es gibt jetzt Strom. Die meisten Kinder gehen zur Schule. Aber andererseits, sagt er, hätte sich

die materielle Situation der meisten Menschen nur minimal verbessert. Und dann fragt er uns, was wir denn denken würden, was zu tun sei, damit es den Leuten besser geht.

Die Frage hätte ich gern ihm gestellt. Ich kann sie nur aus der beschränkten Sicht des Touristen beantworten. Der Müll überall an den Straßen wirkt nicht gerade einladend. Wenn Touristengruppen nach einer Fotosafari aus dem nahen „Hintereingang“ des Nationalparks hierher kommen, finden sie nicht eine einzige Pension und kein Hotel, sondern höchstens diese spartanischen Notunterkünfte für Wildschützer. Auch die Bar, in der wir gerade sitzen, ist von außen nicht als solche zu erkennen. So sind die Besucher nachgerade dazu gezwungen, stante pede umzudrehen und mindestens bis Guéné wieder zurückzufahren, wenn sie auch nur auf minimalen Komfort Wert legen. Eine gemeinsame Müllbeseitigungsaktion im Dorf, Schilder an den wenigen Bars und Restaurants wären vielleicht geeignete Schritte, um am Geschäft mit den Nationalparkbesuchern partizipieren zu können. „Und was hätte der Ort sonst noch zu bieten? - Gibt es eigentlich noch die Pirogenfahrten am Niger?“ frage ich. „Eine solche würden wir nämlich morgen Vormittag gern machen wollen.“ -

Monsieur Tataou wird für uns ein Boot organisieren und holt uns morgen früh zum Frühstück ab. - - -

„Alle Kinder in die Schule“
(Karimama, 2012)

Na super! Der Niger ist über die Ufer getreten. (Was auch wieder nicht normal ist um diese Jahreszeit ...) Um zu unserer Flussfahrt zu kommen, müssen wir einen halben Kilometer weit über geflutete Felder durch den Matsch. Wir ziehen die Schuhe aus, krempeln die Hosen hoch und machen uns zusammen mit dem Bootsmann auf den Weg. Akilou und sein Onkel haben es vorgezogen, im Ort auf uns zu warten.

Bei der dunkelbraunen Brühe sieht man nicht, wie tief die Pfützen sind. Ein paar Kids führen uns über die seichtesten Stellen. Trotzdem werden unsere Hosen immer noch nass, so weit wir sie auch hochkrempeln. Denn ein paar Mal geraten wir in tiefe Löcher. Diese tiefen Stellen lassen sich wohl auch nicht ganz umgehen. Der weiche Schlamm umspielt unsere Füße. Zeitweise versinken wir bis zum Unterschenkel im Gatsch und darüber stehen wir beinahe bis zum Hintern im Wasser.

Die Piroge ist schon etwas älterer Bauart. Der Bootsmann stopft mit Baumwolle und Getreidekleber die größten Löcher aus und schöpft das Wasser aus dem Boot. Wir steigen ein. Die Piroge schwankt. Die Oberkante liegt nur zwei Fingerbreit über dem Wasserspiegel. Der Fluss fließt träge dahin, aber er ist doch einigermaßen breit, und zu kentern würde zum Beispiel meiner Fotoausrüstung nicht gut bekommen. Irgendwann habe ich es aber heraus: Nur ganz locker bleiben! Einfach locker das Schlingern des Bootes bei jedem Ruderzug mit dem Oberkörper ausgleichen ...

Der Bootsmann ruft uns zu: „Hon, han, hon. Hein?“ Er ist gehörlos. Er versteht auch kein Französisch. Vorsichtig drehe ich mich zu ihm um, und unterstützt von Gesten bedeute ich ihm: „Ein Stück hinauf vielleicht noch, und dann kehren wir um und fahren wieder zurück?“ Er nickt. Er hat verstanden, denke ich, doch dann steuert er über den breiten Fluss und legt am anderen Ufer an. Er macht uns Zeichen, auszusteigen, denn er wolle uns etwas zeigen. Und so machen wir noch einen Spontanbesuch bei einem Hirten am anderen Nigerufer.

Der Hirte sprach ebenfalls kein Französisch, und so habe ich die Fragen später, beim Mittagessen, an Monsieur Tataou gestellt: „War das nicht auch gefährlich, auf der nigerischen Seite an Land zu gehen?“ -

„Was soll daran gefährlich gewesen sein?“ -

„Nun ja. Wir hatten zum Beispiel kein Visum.“ -

„Dort gibt es keine Polizisten.“ -

„Und wenn wir weiter gegangen wären, nach Norden, immer weiter? Irgendwann hätten wir schon Probleme bekommen, oder?“ -

Monsieur Tataou lacht. „Wenn ihr dort immer weiter geht, dann fallt ihr irgendwann ins Wasser. Ihr wart auf der Île d’été, auf der Sommerinsel. Sie ist ziemlich groß, wird aber nur von ein paar Bauern und Viehhirten bewohnt.“ -

„Niger ist ja praktisch zu einhundert Prozent islamisch. Gibt es dort Probleme mit Fanatikern?“ -

„Für uns ist die Grenze nicht so wichtig. Ob jetzt diesseits oder jenseits des Flusses, das sind ja die selben Leute. Die Grenze kümmert uns nicht. Aber weiter im Norden, wo es dann auf Mali zugeht, könntet ihr nicht mehr so einfach ein Bier zum Mittagessen bestellen. Dort herrschen gestrengere Sitten.“

Nach dem Mittagessen verabschieden wir uns herzlich von Monsieur Tataou und machen uns auf den Rückweg. Im Tagebucheintrag von vor zwölf Jahren fließt das Sentiment: -

Die Rückfahrt nach Parakou kennen wir schon. Ein gut Stück der 350 Kilometer verschlafe ich. Wenn ich wach bin, bin ich fast wehmütig. Allmählich beginnt die Rückreise.

Bar in Karimama (2012)

D'après la propriété pythagore on a:
Problème 2
3 - calculons l'aire de la portion circulaire
Aire de la portion hachurée

Am Niger
links: 2000; rechts: 2012

11·9
2004

Am Niger, 2000 (l.) und 2012

Auf der Île d’été (2012)

Wassertransport nach Karimama (2012)

19. Tag:
Das moderne Parakou

Das neue Flughafengebäude (Parakou, 2012)

Da waren’s nur noch drei. Drei solche Tafeln haben wir noch. Alle anderen sind wir tatsächlich losgeworden, haben die Landschaften, die Städtebilder, die Menschen darauf wieder gefunden, aktuelle Vergleichsbilder gemacht, die Bildtafeln in der jeweiligen Landschaft ausgesetzt, oder sie in den abgebildeten Gebäuden gelassen, oder sie Leuten geschenkt, die darauf zu sehen waren. Drei also haben wir noch.

Und so kann das gehen: Du suchst nach einem Einstieg ins Kapitel und nach einer griffigen Wendung im Deutschen, die das umschreibt, dass etwas kontinuierlich weniger geworden ist und ein bestimmter, klar bezifferbarer Rest ist noch übrig und harrt noch seiner Abarbeitung - dass dir dann die geläufige Redewendung in den Sinn kommt: Da waren’s nur noch drei. So kann das gehen, auch wenn du den menschenfeindlichen Kontext, aus dem sie herstammt, genau kennst und die Haltung, die sie hervor gebracht hat, für dich strikt ablehnst - dass sie dir trotzdem in den Sinn kommt, um diesen Sachverhalt zu beschreiben: „Da waren’s nur noch drei.“

Drei Bildtafeln haben wir noch.

Die erste haben wir schon seit dem Beginn der Reise im Gepäck: Jene Straßenszene aus Cotonou, in der Nähe des Hotel de l’Étoile, nach der wir uns gleich zu Anfang des Projekts auf die Suche gemacht und die wir nicht hatten finden können. Wenn wir wieder zurück in Cotonou sind, werden wir es noch einmal versuchen.

Auf der zweiten Bildtafel werden wir definitiv sitzen bleiben. Letztlich wird es das einzige Foto sein, bei dem es uns nicht gelingen wird, den Ort, an dem es aufgenommen wurde, wieder aufzufinden.

Es ist nur folgerichtig, dass ich genau auf diesem Foto sitzen bleiben werde. Aufgenommen wurde es irgendwo an der Straße zwischen Savalou und Parakou. Es zeigt ein ärmliches Dorf. Kinder mit vom Hunger geblähten Magen. In dunklen Graubraun- und Graugrüntönen, unter einem wolkenverhangenen Himmel. Es ist nicht ganz scharf, hat wenig Kontrast. Unter formalen Gesichtspunkten hätte es bei der Auswahl der auszudruckenden Bilder nicht berücksichtigt werden dürfen. Die Adelung zur Bildtafel geschah in diesem Fall ausschließlich aus persönlichen Gründen.

Ich hatte das Bild heimlich aus der Hüfte geschossen. Damals, in den analogen Zeiten, konnte ich das Ergebnis noch nicht gekannt haben. Trotzdem muss mich ob dieses heimlich betätigten Auslösers sofort ein schlechtes Gewissen geplagt haben. Denn noch am selben Abend notierte ich - ganz ohne Zweifel mit diesem Foto vor dem geistigen Auge - drei Überlegungen in mein Tagebuch von 2000; drei Aphorismen zum Thema Fotografie, die jetzt auch in der redigierten und layouteten Endfassung neben dem Foto zu lesen sind: -

„Das Glück des Fotografen: Mit einer Aufnahme, vielleicht heimlich aus der Hüfte geschossen, weil sie das letzte Dokument vor dem Untergang ist, zu Reichtum und Wohlstand zu kommen." Und: -

„Der Fotograf ist immer auf der Jagd, was, das kann dir jeder Jäger bestätigen, ein gehörig Maß ein Einfühlungskraft und Fingerspitzengefühl erfordert." Und drittens: -

„Ästhetizismus inkonsequent, die Landschaften malerisch abbilden zu wollen, die Armut aber nicht pittoresk."

Das Foto hatte mich also schon ins Grübeln gebracht, noch bevor ich das Ergebnis gekannt hatte. Und genau an diesem Abend hatte ich auch beschlossen, nie mehr ein Foto heimlich und aus der Hüfte zu schießen. Dieses war mein letztes. Soviel zu den persönlichen Gründen, die mich bewogen hatten, das Foto trotz seiner formalen Schwächen auszudrucken und hierher mitzunehmen.

Ein Detail noch, buchstäblich am Rande, konnte einen dann beinahe schon glauben machen an so etwas wie eine geheime Magie der Fotografie: So aus der Hüfte geschossen und ohne Kontrolle über den genauen Bildausschnitt war mir da auch noch Christoph, der

Entwicklungshelfer, am äußersten rechten Rand ins Bild marschiert. Einen Kopf größer als die Einheimischen, als einziger hell gekleidet, hatte er sich wahrscheinlich nur nach dem Weg zum nächsten von ihm abzunehmenden Brunnen erkundigt. Aber auf dem Foto schien er nun so unübersehbar eine neokoloniale Attitüde zu verkörpern, dass das heimlich geschossene, geraubte Bild davon komplett überlagert wurde. Wir hatten den Streifen mit Christoph abgeschnitten, bevor wir das Bild aufcachiert hatten. Denn wir hätten uns sonst nicht getraut, uns damit auf die Suche nach jenem Dorf zu begeben. Welches wir dann also eh nicht gefunden hatten. Vermutlich hatten es die Bewohner mit dem Ausbau der Hauptstraße etwas von dieser weg und weiter zurück in den Busch verlegt.

Die dritte Tafel, die wir noch im Gepäck haben, dürfte hingegen keine Probleme bereiten. Um dieses Bild werden wir uns heute kümmern. Es zeigt viel nackte, rote, afrikanische Erde unter einem weiten blauen Himmel mit hübschen weißen Wolken. Weit im Hintergrund ist die Stadt zu erahnen. Es handelt sich um den alten Flugplatz von Parakou. Wenn das Gelände nicht mittlerweile eingezäunt und abgesperrt ist, dürfte es kein Problem sein, an die Stelle zu gelangen.

Patrice

Vor dem Hotel halten wir den ersten Zem an, der des Weges kommt. Der Fahrer heißt Patrice und ist wieder so ein Glücksfall. Nachdem bisher ausnahmslos alle Zemidjanfahrer Glücksfälle waren, immer sehr freundlich, ehrlich interessiert an dem, was wir da treiben, mit bester Ortskenntnis ausgestattet natürlich, dazu gebildet und witzig, und nachdem sie uns stets Interessantes zu berichten und beizutragen hatten zu unserem Projekt, egal woran wir gerade recherchierten, ist wohl davon auszugehen, dass alle Zemidjanfahrer, oder jedenfalls eine große Mehrzahl von ihnen, Glücksfälle sind.

Patrice bringt uns zum alten Flugplatz. Wir machen unser aktuelles Vergleichsfoto und sind wieder eine Tafel los: Ein Flughafenangestellter bringt sie ins Gebäude der Flugsicherung und hängt sie dort an die Wand. Patrice bietet uns an, uns auch noch den neuen Flughafen zu zeigen. Wir sind einverstanden. Er liegt ein gutes Stück außerhalb der Stadt, und wenn wir gewusst hätten, wie weit das ist, hätten wir wahrscheinlich nicht beide hinter ihm Platz, sondern für Silvia noch ein zweites Moped genommen.

Der neue Flughafen wurde auch für große Maschinen und den internationalen Flugverkehr

konzipiert, aber wegen Geldmangels wurden die Bauarbeiten vor einigen Jahren eingestellt. Wir machen Fotos, fahren wieder zurück in die Stadt und laden Patrice noch zum Mittagessen ein.

„Ein ungünstiger Abschluss unseres Aufenthalts im Norden Benins“, sage ich zu Patrice. „Am alten Flugplatz hat sich exakt null verändert, und der Bau des neuen ist bis auf weiteres eingestellt. Es bleibt als Eindruck: Da geht nicht wirklich etwas weiter.“ -

Patrice entgegnet: „Oh, doch! Es hat sich viel getan hier in den letzten Jahren. Es gibt das neue Krankenhaus. Die Uni wird ständig ausgebaut und erweitert.“ Patrice, stellt sich heraus, studiert Architektur in Parakou, und so kennt er sich in dieser Hinsicht bestens aus. Wir hängen dann noch eine Sightseeingtour dran mit ihm durch Parakou mit dem Schwerpunkt „Moderne Architektur“, und diese sieht nicht nur sehr ansprechend und menschenfreundlich aus, sondern ist auch bautechnisch - das darf man Patrice gern glauben -, vom Klima- und Energiemanagement etwa, auf der Höhe der Zeit.

Als wir den modernen Universitätscampus wieder verlassen, stiebt in einer großen Staubwolke eine Horde wilder Reiter säbelschwingend an uns vorbei. Heute finden die traditionellen Reiterspiele statt. Soviel Folklore muss schon auch sein im modernen Parakou.

Bevor wir uns von Patrice verabschiedeten, hatte ich ihn noch nach den Gefahren in seinem Job gefragt, und ob er schon Unfälle gehabt hätte. „Bisher noch nichts Schlimmes“, hatte er gesagt. „Aber freilich ist das Zemfahren nicht ungefährlich. Die meisten Unfälle passieren immer im Dezember.“ - „Wieso im Dezember? Liegt’s am Vorweihnachtsstress?“ - „Nein. Das liegt am Fetisch. Im Dezember verlangt es den Fetisch nach Blut.“ - - -

Universität
(Parakou, 2012)

Unser Plan für die drei Wochen ist überraschend gut aufgegangen. Manches war anders, manches sehr viel anders, aber vieles ist auch genau so passiert, wie es in unserem Konzept angedacht war. Nur ein einziges Thema findet sich dort noch, mit dem wir uns bisher nicht befassen konnten. Es wäre für heute angestanden. Aber Sidy ist nicht mehr da, und alleine mit Silvia mich der Thematik anzunehmen, ist ein bisschen heikel. Wir werden sie aussparen müssen, wiewohl sie ganz sicher immer da schlagend wird, wo sich Europäer in den ärmeren Gegenden der Welt herumtreiben.

Auf meiner ersten Beninreise hatte ich mich für die letzten Tage von den anderen getrennt. Ich wollte noch mehr Zeit haben, um das umtriebige Cotonou zu erkunden. Ich wollte wohl auch mich selbst erkunden: ob ich mich nach dem Überfall dort wieder allein würde unbefangen bewegen können. (1)

Nachdem ich das Zugticket erstanden hatte, wollte ich mir die Wartezeit bis zur Abfahrt aus Parakou bei einem Bier in einer hübschen Bar gleich gegenüber dem Bahnhof vertreiben. Ich mache es kurz: Versehentlich bin ich da in ein Bordell geraten. Ich hatte die Dienste der Damen nicht in Anspruch genommen, hatte recht zügig mein Bier ausgetrunken und mich wieder von dannen gemacht. Und an den folgenden Tagen war ich dann - wie das eben so ist auf der Welt, wie sie ist - mit noch weiteren Angeboten an den alleinreisenden Herrn konfrontiert.

„Ob es diese Bar wohl noch gibt?“ hatte ich in einem unserer Vorgespräche zu Sidy gesagt. „Jetzt, da der Bahnhof stillgelegt ist, könnte es interessant sein - rein aus soziologischer Sicht, meine ich -, zu eruieren, ob das Etablissement in der Folge ebenso hat schließen müssen, oder ob es sich auch unabhängig vom Geschäft mit den Bahnreisenden bis heute hat halten können.“

Aber so rein von soziologischem Interesse, dass ich ihr statt mit Sidy jetzt auch mit meiner Gefährtin Silvia auf den Grund hätte gehen können, war die Problematik eben doch nicht.

(1) Dies war der Fall. Ich hatte kein Trauma davon getragen.

Das neue Krankenhaus (Parakou, 2012)

Universität (Parakou, 2012)

Am Universitätscampus (Parakou, 2012)

20. Tag: Cotonou (3)
Zuviel Honig auf meinen Kopf

Ich bin wieder in Cotonou. Meine Gefährtin ist eben abgereist. Ich sitze bei einem Drink in der hübschen Strandbar meines Hotels und ordne meine Notizen. Ich warte auf Geoffroy. Er wird heute Nachmittag kommen und mir in den nächsten Tagen noch einiges zeigen, was wir bei unserer verdoppelten Reise noch nicht im Programm hatten. Außerdem möchte ich mit ihm einige Fragen noch genauer diskutieren, die sich für mich hier aufgeworfen haben.

Da trifft mich ein Blitz. Was war jetzt das? Ich schaue auf. Ein paar Tische weiter sitzt ein wunderhübsches junges Mädchen. Wieder trifft mich ein Blitz. Sie strahlt mich an. Noch ein Blitz. Ihre Augenaufschläge gehen mir durch Mark und Bein. Sie winkt mir. Macht mir Zeichen, zu ihr herüber zu kommen.

Oh, fuck, schießt es mir durch den Kopf. Jetzt kommt dieses gewisse Thema, das wir gestern noch ausgelassen hatten, also doch noch aufs Tapet. Also gut. Sei's, wie es sei! Es steht ja sozusagen auch im Drehbuch. Da muss ich jetzt durch. Ich werde zu ihr hinüber und mit dem Feuer spielen gehen.

„Junge Frau, Sie haben mir Blicke zugeworfen und haben mir gewunken?" -

Sie zieht einen Sessel neben sich und klopft auf die Sitzfläche. „Setz dich doch!“ Ich nehme Platz. Sie gibt mir die Hand. „Ich heiße Veronique.“ - „Ich bin Victor. Was verschafft mir die Ehre?“ -

„Du bist mir gleich aufgefallen. Männer mit langen Haaren gibt es hier nicht so oft. Mir gefällt das: Männer mit langen Haaren. Die langen Haare stehen dir gut. Du siehst *interessant* aus!“ -

„Trop de miel sur ma tête“, sage ich in Ermangelung eines besseren Französisch. „Zuviel des Honigs auf meinen Kopf! Junge Frau, erzählen Sie mir doch bitte keine Geschichten!“ -

„Mach ich doch nicht! Schau dich um: Es ist ein wunderschöner Tag, die Sonne scheint, wir sind am Meer, und da dachte ich mir, es könnte Spaß machen, wenn wir uns ein bisschen kennen lernen?“ -

„Ich habe nichts dagegen. Ich möchte aber, um Missverständnisse gleich von vorneherein auszuschließen, sagen, dass ich fest liiert bin.“ -

„Ja und?“ -

„Und ich bin treu.“ -

„Kein Mann ist treu.“ -

Ich gehe kurz in mich. „Doch. Ich denke schon, dass ich ein Mann bin. Und bis jetzt war ich immer treu.“ -

„Kein Mann ist treu. Wenn es die Umstände erlauben, und wenn die Chemie zwischen zwei Menschen stimmt, bleibt kein Mann treu. Das kannst du mir glauben.“ Sie lächelt.

Was die Chemie mit mir anstellt, darauf habe ich gerade wenig Einfluss, an der Seite dieser schönen jungen Frau in ihrem knappen Bikini, die mir das hübscheste Lächeln der Welt zuwirft und gerade alles tut, was in ihrer Macht steht, auf dass wir recht bald *woanders hingehen.* Trotzdem versuche ich, die Situation in den Griff zu bekommen, indem ich

vorerst auf die manifesten Dinge im Leben zu sprechen komme: „Veronique, es ist folgendes: Dies ist mein letzter Tag in Cotonou. Ich habe nicht mehr viel Geld. Lass mich nachzählen - ich habe gerade noch etwas über 10.000 Francs. (1) Lass uns einfach hier sitzen und wir plaudern ein wenig und hauen das Geld mit ein paar Getränken auf den Kopf. Hast du Hunger? Lass uns etwas essen. Ich lade dich ein.“ - „Du willst essen? Ich habe keinen Hunger. Ich schau dir aber gern beim Essen zu. Einen Drink kannst du mir bestellen.“

Während wir auf das Essen warten, erzählt sie mir, dass sie aus Burkina Faso kommt. Sie lernt Kosmetikerin in Cotonou. Sie hat heute frei. Sie wohnt nicht weit von hier und kommt oft hier an den Strand.

Als ich dann esse - sie schaut mir tatsächlich gerne dabei zu, wie es scheint, denn sie sieht mich dabei ohne Unterbrechung lächelnd an - erzähle ich ihr von unserem Projekt. Ich erwähne auch, wie ich vor zwölf Jahren in Parakou versehentlich in das Bordell geraten war. Und dass ich als Kunde aber noch nie bei einer Prostituierten gewesen wäre, und auch bei dieser Gelegenheit nur schnell ausgetrunken und mich wieder von dannen gemacht hätte. „Nicht, dass ich diese Frauen verurteilen würde. In gewisser Hinsicht ist die Prostitution ja auch ein ganz gewöhnlicher Handel, und vielen Frauen steht ja auch keine andere Berufswahl offen. Oft hatte ich, wenn ich allein auf Reisen war, beinahe schon ein schlechtes Gewissen, wenn sich diese Frauen nach allen Regeln der Kunst um mich bemühten, aber trotzdem nie Geld mit mir hatten verdienen können. Dass das Thema auch in unserem Projektkonzept Erwähnung findet,“ erkläre ich weiter, „heißt, dass wir ihm bei unserer Reise noch genauer auf den Grund zu gehen gedachten. Aber just bei diesem Thema ist uns das bis jetzt nicht geglückt.“

Sie scheint nicht besonders interessiert zu sein an meinen Ausführungen. Sie sieht mir nur lächelnd beim Essen zu. Mit der Hand streicht sie mir eine feuchte Haarsträhne aus der Stirn. „Ist dir heiß?“ fragt sie mich. -

„Es ist warm heute, das Essen ist scharf und bei mir sitzt die schönste Frau Westafrikas in

---

(1) Da war nichts vorgetäuscht. Freilich hatte ich noch Geld für die Tage mit Geoffroy und für dessen Honorar, aber das lag auf der Bank in der Innenstadt und wir würden es erst später abheben gehen.

einem die Phantasie anregenden Bikini und schaut mir beim Essen zu. Wie sollte ich da nicht ins Schwitzen geraten?“ -

„Wenn du fertig gegessen hast, gehen wir an den Strand. Lass uns schwimmen gehen! Warst du schon in den Dünen? Ich kenne ein schönes Fleckchen, da sind wir ganz ungestört.“ -

„Veronique, ich bitte dich, lass das doch sein! Ich habe doch schon gesagt, dass ich kein Geld mehr habe.“ -

„Dein Geld interessiert mich nicht. Was denkst du von mir? Ich bin nicht so eine! Dich will ich! Ich will dich auf mir spüren. Ich will Liebe mit dir machen.“ -

Gut. Ich habe es ja so gewollt. Aber wie komme ich aus der Bredouille jetzt wieder heraus? „Ich mache dir einen Vorschlag. Wir gehen zum Strand hinunter und ich mache ein Foto von dir. Veröffentlichen werde ich es nur, wenn du damit einverstanden bist. Danach gebe ich dir mein restliches Geld, und du lässt mich noch ein bisschen alleine an meinen Notizen arbeiten, bis ich in ein, zwei Stunden abgeholt werde. Einverstanden?“ -

„Ein Foto möchtest du machen? Ich liebe es, fotografiert zu werden. Komm, gehen wir an den Strand.“

Am Weg zum Strand nimmt sie meine Hand. Kurz zucke ich zurück, aber dann lasse ich es geschehen. Es ist jetzt okay so. Ich bin mir jetzt wieder sicher, dass ich die diversen Gefälle zwischen uns nicht ausnützen werde. Sie ist für mich eine Freundin, eine Schwester. Leicht drücke ich ihr die Hand. „Wenn es jetzt einen Fotografen gäbe, der uns beide aufnehmen würde“, sage ich, „dann wäre mit diesem Bild auch schon alles gesagt: der ältere Weiße aus Europa, Hand in Hand mit einer blutjungen afrikanischen Schönheit ...“ -

„Bist du ein Rassist?“ entgegnet sie. „Schwarz oder weiß, das ist doch ganz egal. Es gibt überall gute und böse Menschen. Es gibt überall interessante Menschen und weniger interessante. Manchmal finden sich zwei. Da ist doch die Hautfarbe dann ganz egal.“ -

„Auch wenn es so wäre, wie du sagst, dann hättest du auf dem Foto von uns immer noch

den schon etwas angegrauten, älteren Herren, Hand in Hand mit einer jungen schönen Frau, die seine Tochter sein könnte. Das zeigt doch schon alles! Veronique, du bist bildschön. Du hast Witz. Du hast Charme. Du könntest dir jeden Mann erobern. Und da machst du einem alten Bock wie mir Avancen?“ -

„Bleib mir bloß weg mit den jungen Männern! Ich mag die jungen Männer nicht. Sie sind oft unbeholfen und denken nur an sich und kennen sich noch nicht aus. Erfahrene Männer dagegen“ - sie sieht zu mir herauf und ich auf sie hinab - „wissen besser Bescheid, was Frauen wünschen. Bleib mir bloß weg mit den Jungs! Ich lasse mich nur noch mit *richtigen Männern* ein.“

Sie lässt meine Hand los und nimmt mich um die Hüfte und schmiegt sich an mich auf unserm Weg zum Strand. Mir wird wieder heiß. Mein Gott, sie meint das wirklich ernst!

Nein, reiß dich zusammen! Das war nur wieder Honig, ziemlich viel Honig auf meinen Kopf.

Nachdem ich Veronique fotografiert habe, will ich ihr mein restliches Geld in die Hand drücken und zurück an die Bar. „Was hast du nur immer mit deinem Geld? Willst du mich beleidigen?“ Am Weg zurück weicht sie nicht von meiner Seite. Als wir wieder in der Bar sitzen, kommt noch eine zweite Dame an unseren Tisch. „Darf ich mich zu euch setzen?“ - „Aber bitte!“ Ich ergebe mich in mein Schicksal. Wo bleibt bloß Geoffroy? Und was wird er von mir denken?

Die zweite Dame heißt Stella. Sie ist ein paar Jahre älter, Mitte, Ende Zwanzig. Sie ist Veroniques Kusine. „Ah, dann kommst du auch aus Burkina Faso?“ - Sie zögert. „Aber klar doch komme ich aus Burkina Faso.“ - Ich lache. Sie muss auch selber lachen. Das sieht ein Blinder, dass sie einem anderen Völkchen angehört. Von den unterschiedlichen Narben auf den Wangen ganz zu schweigen. Ein weiteres Mal erzähle ich vom Mann, der keine Prostituierten besucht. Stella mit ihrer größeren Lebenserfahrung kann das bestätigen, dass es das selten, sehr selten sehr wohl auch gibt: treue Männer. Und sie zollt mir darob sogar Anerkennung.

Am Nebentisch lassen sich zwei durchtrainierte junge Männer nieder, Nigerianer, wie sich

herausstellen wird. Ich kann bloß hoffen, dass es sich nicht um die Cousins von Stella und Veronique handelt und demnächst ein Vorwurf laut wird, meine Entlohnung für die Plaudereien mit den zwei Damen und für das Foto am Strand sei bis jetzt zu gering gewesen. Aber die Befürchtung erweist sich als unbegründet. Am Ende sitzen wir alle zusammen am Tisch und ich werde mit Geschichten aufgezogen von treuen Männern, die nur sehr selten mal eine Ausnahme gemacht und die das letztlich nicht bereut haben.

Veronique sagt nichts mehr. Ab und zu schaut sie noch verstohlen zu mir hin. Sie ist beleidigt, weil ich mich ihrem Werben verweigert habe. Etwas abseits sitzt sie tief in ihrem Sessel, mit ausgestreckten Beinen, schaut trotzig zu Boden und zieht den aufreizendsten Schmollmund, den man sich vorstellen kann.

Irgendwann kommt dann auch Geoffroy dazu, und da sind unsere Tischgespräche schon nicht mehr sehr anzüglich. - - -

Am nächsten Tag verbringe ich mit Geoffroy viel Zeit damit, zu suchen und herumzufragen, bis wir jene Straßenszene in der Nähe des Hotel de l'Étoile dann schließlich doch noch finden.

Bevor wir aus Cotonou abfahren, lasse ich die letzte Bildtafel, jene mit dem heimlich geschossenen Foto, nahe des Hotels an der Straße stehen. Mit einem Filzstift hatte ich, ohne viel zu überlegen, groß auf das Foto geschrieben: *„Qui connaît cet village?"*

So schlecht ist mein Französisch normalerweise nicht, dass mir bei vier simplen Worten („Wer kennt dieses Dorf?") gleich zwei Schreibfehler unterlaufen. Aber bei diesem Foto musste das wohl so sein. Bei diesem Foto war gleich von Anfang an *alles* falsch.

Hier sind wir richtig. - Cotonou, 2000 (l.) und 2012

Das heimlich geschossene Foto.
Groß: In fehlerhaftem Französisch beschriftet, so in Cotonou ausgesetzt.
Klein: Das Original, noch mit Christoph am rechten Rand. -
„Bei diesem Foto war einfach von Anfang an alles falsch.“

21. Tag: Porto Novo
Epilog

An der weitläufigen Baustelle des neuen Parlaments vorbei fahren wir in die Stadt. Eine hübsche Koinzidenz: Der erste Spatenstich erfolgte just im Jahr 2000, als ich zum ersten Mal in Benin war. Ob das neue Parlament je fertig wird, darf bezweifelt werden. Porto Novo ist zwar immer noch die Hauptstadt des Landes, aber selbst vielen Beninern ist das nicht mehr bewusst. Das Parlament tagt seit Jahren in der dreißig Kilometer entfernten Millionenmetropole Cotonou. Der Präsident wohnt dort. Sämtliche Ministerien sind nach Cotonou umgezogen, in die Nähe des einzigen internationalen Flughafens des Landes, in die Nähe des größten Hafens und sämtlicher im Land ansässiger Botschaften, der internationalen Entwicklungsagenturen und Nicht-Regierungs-Organisationen. So kann man mit Fug und Recht sagen, dass sich Porto Novo am absteigenden Ast befindet. Aber nach dem ständigen Verkehrslärm und der schlechten Luft in Cotonou kommt mir ein kleineres,

ruhigeres und etwas verschlafenes Städtchen wie Porto Novo zum Abschluss der Reise gerade recht. Beim Spaziergang durch die Stadt sieht man viel Architektur im Kolonialstil, die es sonst nirgends in Benin so gehäuft zu sehen gibt. Und in Folge seiner Geschichte kann man in Porto Novo auch einige Museen besuchen, während es im ganzen Riesenmoloch Cotonou nicht auch nur ein einziges Museum, kein Theater und seit Jahren auch kein regelmäßig bespieltes Kino mehr gibt. - - -

Wir sind am Weg zum Musée da Silva. Ein paar Kinder rufen mir nach: „Yowo! Yowo!“ Dass einem das nachgerufen wird: „Weißer! Weißer!“ ist viel seltener geworden als vor zwölf Jahren. Das dumme Lied, das die Kinder früher in der Schule gelernt und das sie regelmäßig angestimmt hatten, sobald sie Weiße zu Gesicht bekamen - vordergründig um sie willkommen zu heißen, offensichtlich auch, um sie plump basisfranzösisch in Geberlaune zu halten - das unsägliche Lied hört man zum Glück nicht mehr: *„Yowo, Yowo, comment ça va? Ça va bien? Merci beaucoup!“* (1) Aber dass einem nachgerufen wird: „Yowo! Yowo!“ - das kommt noch gelegentlich vor.

„Geoffroy, was heißt auf Fon `Schwarzer´?“ - „Mainwoui. Betont auf der ersten Silbe: Mainwoui.“

Ein paar Mal probiere ich es dann noch aus, wenn ich höre: „Yowo! Yowo! - Weißer! Weißer!“, dass ich zurückrufe: „Mainwoui! Mainwoui! - Schwarzer! Schwarzer!“ Die Mutter eines der Rufer hatte verblüfft aufgelacht, aber bei den Kindern konnte ich keine Anzeichen von Irritationen bemerken, die von meinem clever ausgedachten Konter, dargebracht in bestem Fon, verursacht worden wären. Von einem ausgewachsenen Aha-Erlebnis ganz zu schweigen. - - -

---

(1) „Weißer, Weißer, wie geht es dir? Geht es gut? Vielen Dank!“

Fesselung, Peitschen, Bestrafung, Folter, Hinrichtungen. Eine Serie von zwölf großen Bronzereliefs an den Außenmauern des Museums erinnert an die Sklaverei. Die da Silvas sind in Brasilien im Handel mit Sklaven reich und im Verkehr mit den Sklavinnen zahlreich geworden. Nach der Abolition hatte sich ein Zweig der Familie seiner durch der Sklavinnen Uterus tradierten afrikanischen Wurzeln besonnen und war nach Benin, nach Ouidah und Porto Novo zurückgekehrt. Alle Kolonialarchitektur hier, so weit sie brasilianische Bezüge aufweist, geht auf die da Silvas und zwei weitere Familien mit ähnlicher Geschichte zurück. Die da Silvas sind bis heute eine der reichsten und einflussreichsten Familien in Benin. Ihr jüngster Spross - er ist aber jetzt nicht mehr jung - ist ein Philanthrop. Mit den Geldern der Familie hat er eine Stiftung gegründet, die viel Gutes tut. In Porto Novo hat sie zum Beispiel eine Versammlungshalle finanziert, und sie betreibt das Museum. Das Museum war früher das Wohnhaus der da Silvas, eine weitläufige Villa, beinahe ein Palast.

In der ersten Abteilung wird die Geschichte der Sklaverei dargestellt. Der Rest des Hauses erzählt vom luxuriösen Lebensstil, den sich die da Silvas mit den im Sklavenhandel erwirtschafteten Geldern leisten konnten, und von den An- und Einsichten und persönlichen Vorlieben des leidenschaftlichen Sammlers und Museumsgründers Urbain Karim Elisio da Silva.

Eine große Sektion im ersten Stock umspannt die ganze Welt. Zuerst geht es um Afrikas Beitrag zur Weltgeschichte: die Pyramiden, Masken und Plastiken, Musikinstrumente und Tänze. In einigen wenigen Originalstücken in den Vitrinen und behelfs einer Unzahl an gerahmten, ausgebleichten Fotokopien an der Wand wird er dargestellt. Dem analog folgen die anderen Kontinente: Europas Beitrag zur Weltkultur besteht vor allem aus den griechischen und römischen Statuen. Eine Venus von Milo findet sich als Fotokopie an der Wand. Michelangelos David. Von den Hauptstädten der alten kolonialen Welt, von London und Paris wird erzählt. In einer Vitrine gibt es einen Original-Eiffelturm im Souvenirformat. Und so geht das weiter. Die Museumsführerin erklärt: „In diesem Raum finden wir Amerikas Beitrag zur Geschichte der Menschheit dargestellt, aufgeteilt in Südamerika, mit seinen Riten, Masken und Tänzen, und Nordamerika, mit einem Schwerpunkt auf Wissenschaft und Technik." Sie deutet auf eine gerahmte Fotokopie: „Hier haben wir das Empire State Building." Sie zeigt auf eine weitere gerahmte Fotokopie: „Hier haben wir Neil Armstrong, den ersten Mann am Mond." Im nächsten Raum desgleichen. Hier geht es um Asien.

„Sagen Sie, Madame, Sie haben das doch sicher schon eintausendmal erklärt. Möchten Sie nicht vielleicht eine Pause machen?" - „Mein Vortrag gefällt Ihnen nicht? Langweile ich Sie?" - „Nein, ganz und gar nicht. Aber ich würde mir lieber selbst ein Bild machen. Bei dem einen Stück etwas verweilen, die Gedanken schweifen lassen, bei dem nächsten vielleicht nur kurz einen Blick darauf werfen und gleich weitergehen. Das meiste spricht ja ohnehin für sich selbst." - „Ich langweile Sie also." - „Nein, nein. Es ist nur die schiere Fülle, hier im Museum. Wenn Sie mir weiterhin jedes einzelne Stück erklären, platzt mir der Kopf." - „Der Vortragstext ist uns genau vorgeschrieben. Ich darf davon nicht abweichen. Das ist mein Job." - „Ich bitte Sie inständig: Machen Sie eine Pause! Wir sind doch auch die einzigen Besucher. Wir werden es niemandem verraten."

Sie scheint ein Einsehen zu haben, und mit dem Rest von Asien bin ich dann tatsächlich schneller durch. Und für den nächsten Raum ist sowieso kein Vortrag

vorgesehen. Dieser soll nach der Intention des Museumsgründers auch ohne Kommentar seine Wirkung entfalten. Der Raum ist den Frauen der Welt gewidmet. Monsieur da Silva ist ein großer Verehrer der Frauen und weiß ihren Beitrag zur Geschichte der Welt zu schätzen. Eine Tafel über der Tür weist darauf hin, dass in dieser Abteilung Minderjährigen der Zutritt nicht gestattet ist.

Gleich mehrere Reproduktionen unterschiedlicher Größe von Courbets *Ursprung der Welt* gibt es hier. Das Ölgemälde zeigt bekanntlich den Unterleib und die Vulva einer jungen Frau. Mehrere Fotos von Marilyn Monroe gibt es, und von vielen anderen Filmstars und Starlets. Ein paar Acrylbilder beninischer Provenienz korrespondierten mit Monsieur da Silvas tiefer Verehrung der Frauen und er hat sie aufgekauft, und es gibt auch ein paar aufgeklappte Innendreiteiler aus dem *Playboy* an der Wand.

Damit sind wir dann durch mit Monsieur da Silvas Sammlung zur Geschichte der Menschheit, angefangen von Courbets *L'origine du monde.* Über eine Stiege geht es wieder hinunter ins Erdgeschoss. Wir betreten die Techniksammlung. Eine Unzahl von Geräten stapelt sich in den Vitrinen. Madame hebt wieder an: „Hier haben wir das erste Transistorradio Benins. Monsieur da Silva ließ es sich aus Amerika kommen. Das erste elektrische Bügeleisen in Benin. Es gab noch kaum Strom hier, da hatte es sich Monsieur da Silva von einer Europareise mitgebracht. Hier haben wir Monsieur da Silvas ersten Commodore, den ersten Computer überhaupt in Benin. Hier sein erster Farbfernseher. Hier ein Geschenk für seine Frau zur Silbernen Hochzeit: eine elektrische Küchenmaschine ...“ Und so geht das weiter.

Monsieur da Silva, das zeigt die Sammlung, war seiner Zeit in Benin immer ein Stück voraus. Ein weiterer Höhepunkt findet sich ganz zum Abschluss des Rundgangs: Monsieur da Silvas Oldtimersammlung und Wagenpark. „Hier haben wir die erste Harley-Davidson, die in Benin seinerzeit für großes Aufsehen gesorgt hat. Hier der erste Rolls-Royce, der jemals auf Benins Straßen gefahren ist. Hier Monsieur da Silvas erster Mercedes-Benz ...“

„Puh. Jetzt brauche ich aber wirklich eine Pause“, sage ich zu Geoffroy, als wir wieder auf der Straße sind. „Gehen wir etwas essen!“ - - -

Wir sitzen in einem unscheinbaren Restaurant. Das Essen ist wie immer formidabel.

„Auf mich wirkt es auch sehr schamlos“, sage ich, „wie Monsieur da Silva seinen Reichtum ausstellt.“ -

„Schamlos?“ meint Geoffroy. „Das würde ich nicht so sehen.“ Kurz denkt er nach, dann hält er mir wieder einen seiner kompetenten Kurzvorträge: „Punkt 1: Er legt sich und uns Rechenschaft darüber ab, wie er zu seinem Geld gekommen ist. Er setzt sich damit auseinander und bekennt sich dazu. Das ist schon einmal viel besser als wie es bei unseren Nachbarn in Togo läuft. Dort sitzen die Familien, die mit dem Sklavenhandel reich geworden sind, bis heute an der Spitze der Militärdiktatur. Dort ist es bis heute tabu, das Thema der Sklaverei überhaupt anzusprechen. Punkt 2: Da er nun weiß, dass er aus Zufall und in Folge eines großen Unrechts zu seinem Reichtum gekommen ist, will er die anderen Menschen zumindest daran teilhaben lassen. Deshalb das Museum. Wenn Schulklassen das Museum besuchen, sehen die Kinder, was es alles gibt auf der Welt.“ -

„Läuft das nicht auf die platt pädagogische Aussage hinaus: Strengt euch an und lernt recht brav, dann könnt ihr dies alles auch erreichen?“ -

„Durchaus nicht. Du hast bereits wieder Punkt 1 vergessen: die Ungerechtigkeit, durch die jemand qua Geburt immense Reichtümer in die Wiege gelegt bekommt und der nächste ist von Beginn an mit Hunger und Entbehrung konfrontiert. Diese Ungerechtigkeit ist Monsieur da Silva stets bewusst. Punkt 2: Die Anderen an dem Reichtum teilhaben lassen. Die Menschen aufklären. Sie bilden. Das leistet das Museum. Daraus folgt Punkt 3: Die einzig logische Konsequenz und das Ziel ist eine Chancengleichheit für alle. Monsieur da Silva ist ein Philanthrop. Übersetzt: Er liebt

die Menschen. Er liebt sie vielleicht auf eine etwas naive Weise, ungefähr so, wie er auch die Frauen liebt. Aber er liebt sie.“ -

„Na, ich weiß nicht. Ich bin nicht so ganz überzeugt. Wie er seine Oldtimer und Luxuskarossen ausstellt, das ist für mich doch Protzerei.“ -

„Da also liegt der Hase im Pfeffer!“ sagt Geoffroy. „Du bist neidisch! Du gönnst ihm den Reichtum nicht. Du könntest aber auch versuchen, es andersherum zu sehen: Alle Menschen sollten in einer Welt aufwachsen können, die diese ganze Fülle von Möglichkeiten für sie bereit hält, wie sie Monsieur da Silva von seiner Geburt an vorfand.“ -

„So kann ich das gern unterschreiben“, sage ich. -

Geoffroy hat eine Idee: „Wir könnten auch noch einen weiteren Hochwohlgeborenen besuchen gehen.“ -

„Wen meinst du?“

Morgen gehen wir zum Palast des Königs von Porto Novo und bitten um eine Audienz.

König Toffa von Porto Novo bittet die Fremden herein.

Kathedrale (Porto Novo, 2012)

(Porto Novo, 2012)

Moschee (Porto Novo, 2012)

Gärtnerei (Porto Novo, 2012)

Geoffroy Aidjinou

ENDE

Danksagung

Allgemein gesprochen, habe ich versucht, den Beitrag aller Beteiligten zu dem Projekt und auch derjenigen, die manchmal recht unversehens darin verwickelt wurden und dann spontan das Ihre dazu beigetragen hatten, bereits im Text zu würdigen, immer auch von ihnen ein Fotoportrait beizustellen und ihre Namen zu nennen.

Ausgerechnet bei den ohnehin recht wenigen, aber gleich bei vier der weiblichen „Informantinnen“: der Besitzerin des Fischrestaurants in Ganvié, den beiden Frauen am Brunnen in der Nähe von Savalou und der Tourismusbeauftragten in Waré Maro haben wir es jedoch versäumt, ihre Namen zu notieren, so dass deren Beitrag jetzt nur mit einem Bild gewürdigt wird, aber ansonsten namenlos bleibt. Es ist mir sehr peinlich! Es ist bezeichnend! Es ist ganz unverzeihlich!

Mancher Beitrag zu dem Projekt ist auch aus dem Werk selbst noch gar nicht oder nicht genügend zu ersehen.

Danken möchte ich vor allem Christoph Jeromin. Er hatte sich im Jahr 2000 viel Zeit für uns, und von seiner Entwicklungshelfertätigkeit frei genommen und uns begleitet, uns auch Einblick in seine Tätigkeit mit den Brunnen gewährt, und wenn er beruflich unabkömmlich war, hatte er uns mit Tipps versorgt, wohin wir fahren, was wir anschauen und besuchen sollten. Somit geht der Ablauf der ersten Reise, der wir jetzt ja bloß noch einmal gefolgt waren, somit geht das Bild, das ich mir damals von Benin machte, und also auch dasjenige, wie es jetzt durch das vorliegende Werk entsteht, zu einem Großteil auf seine Rechnung.

Danken möchte ich hier auch noch einmal Mo, dem Benin-Österreicher aus Graz, der uns die Kontakte zu Richard und Souley und so auch zu Janvier vermittelte, und ich möchte mich bei ihm und Richard noch einmal für die Misshelligkeiten und Missverständnisse im Zusammenhang mit dem pannenreichen Honda entschuldigen. Nachdem wir für immer wieder andere Reparaturen und Ersatzteile finanziell

aufgekommen waren und irgendwann schon doppelt soviel für den Honda berappt hatten, wie es ursprünglich für die gesamte Tour ausgemacht war, obwohl er nur während der halben Zeit überhaupt fahrtüchtig war, so dass wir uns ständig auch noch anderweitig behelfen, einen zweiten Fahrer mit einem zweiten Wagen engagieren mussten, hatte unsere Finanzbeauftragte Silvia die Reißleine gezogen und weitere Zahlungen für das unselige Auto kategorisch abgelehnt. Nicht jedoch für Janvier, den Fahrer, den wir während der gesamten Zeit bezahlten, wie es ausgemacht war, obwohl er sich tagelang nur bei dem fahruntüchtigen Honda herumtrieb. Und eben dieses war nun aber unser Fehler. Denn solange wir Janvier weiterhin beschäftigten, bedeutete das für Richard und vor allem auch für den Hondabesitzer in Cotonou, dass wir auch für die Kosten des Autos weiterhin aufkommen müssten. Und so sind wir ihnen nach diesem Rechtsverständnis am Ende gar noch die Zahlung eines kompletten neuen Getriebes schuldig geblieben, und diese unsere Säumigkeit ist dann auch auf Mo in Graz, der uns nach Cotonou vermittelt hatte, zurückgefallen. Eine Diskrepanz der Rechtsverständnisse war es also, wegen derer Folgen ich Mo hier noch einmal um Verzeihung bitten möchte: Hätten wir ganz unsentimental nach zehn Tagen einen Schlussstrich gezogen und Janvier und den Honda gefeuert, wäre für die Afrikaner nichts dagegen zu sagen gewesen. In naiv sentimentaler Fürsorge wollten wir ihn jedoch nicht im Norden des Landes mit dem kaputten Auto im Stich lassen und so haben wir ihn bis zum Ende der Tour, und damit ungewollt auch das Auto, weiter beschäftigt ...

Damit ist auch der eine große Beitrag meiner Freundin Silvia zu dem Projekt benannt, für den ich ihr hier noch einmal ausdrücklich danken will. Sie behielt finanziell den Überblick, führte die Verhandlungen, lenkte viel Unmut auf sich. Für so manchen Beniner ist sie jetzt die Böse ...

Ein weiterer Beitrag Silvias zu dem Projekt muss hier ebenfalls noch ausdrücklich erwähnt werden, allein schon aus editorischen Gründen. Sie hat wie ich fotografiert auf der Reise, und achtzehn Bilder in dem vorliegenden Werk sind von ihr. Sie hat sie mir unentgeldlich zur Verfügung gestellt, und generös darauf verzichtet, dass ich das jedesmal benenne. Ich möchte den editorischen Gepflogenheiten trotzdem wenigstens ansatzweise genügen, indem ich ihre Bilder wenn auch summarisch, so doch ganz unverkennbar hier mit dem einen Satz nachweise: Die achtzehn besten, gelungendsten, eindringlichsten Fotos in dem vorliegenden Werk sind von Silvia Reisinger.

Mein besonderer Dank gilt dann noch Bruno, Hermann, Silvia, Sonja, Sylvain, der Schnapsbar Lokativ und der Galerie St. Art für ihre geldwerten Beiträge zu dem Projekt, ohne die es nicht hätte zustande kommen können.

Tina danke ich für ihre anfangs wohlwollenden, dann zusehens kritischer und kontroversieller werdenden Beiträge in der Frühphase des Projekts.

Peter danke ich für seine Bemühungen, auch einen Dokumentarfilm „Double Travel“ auf die Beine zu stellen. Sie waren zwar letztlich nicht von Erfolg gekrönt, aber beim Erstellen des ersten Finanzplans und besonders auch im Umgang mit den Kulturförderstellen kann sein Beitrag zu dem Projekt gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Martin danke ich für seine Layout- und editorische Beratung und Rosi fürs Gegenlesen und ein paar wertvolle Tipps.

Abschließend möchte ich versichern, dass ich mich auch weiterhin noch um eine Übersetzung der Texte ins Französische bemühen werde, auf dass die in dem Werk angesprochenen Dispute und Diskussionen und wie sich ihr Mitwirken darinnen niedergeschlagen hat, auch für meine afrikanischen Freunde (und manchmal jetzt auch: nicht mehr Freunde) hoffentlich irgendwann zugänglich sind.

Wien, im Dezember 2013

Victor Halb

Das Projekt wurde gefördert
mit einem Reisekostenzuschuss des

bm:uk
Bundesministerium für
Unterricht, Kunst und Kultur